

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Enthüllungen. III. . . . .	169
Park am Comersee. Von Hans Müller . . . . .	199
Eranoaal. Von Felix Franz . . . . .	199
Beibstanzelgen. Von Johannes Schles, Inge Maria, Lublinstl . . . . .	204
Goldhunger. Von Leben . . . . .	208

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,  
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen  
 Beleihung zu zeitigstem Zinsfuss nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber  
 völlig kostenfrei.  
 ——— An- und Verkauf von Grundstücken? ———  
 9-4 Uhr.



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges.  
 geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg.,  
 v. hervorragenden Aerzten empfohlen. Feder u. Stige sind ein.  
 Beseitigt Schädigung durch korrekte stabile Zentrierung; fehler-  
 hafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht  
 und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf  
 nur: **Orthozentrische Kneifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132,**  
 3 Min. v. Potsdamerpl. Man achte genau auf Firma. Regelm. Marklager zur leichten Sperrgläser und Halbtinten,  
 welche durch spezielle Korrekturen fehlerhaft und sehr sich verändernden Augen individuell angepasst werden.

**Hotel „Cecilie“ Wiesbaden**  
 und **Badhaus.**  
 Erstklassiges Haus. Allerfeinste fr. Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.  
 Zimmer von Mk. 2.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

3 Stunden Schnellzug von Berlin  
**Ostsee-Bad HERINGSdorf**  
 (nur Sand-Strand)  
**„KURHAUS“**  
 Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni  
 d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbecke, unmittelbar am Strand u.  
 Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der  
 See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant  
 mit vornehm. französ. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentral-  
 heizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.  
**BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT**  
 (Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).





Berlin, den 3. November 1906.

## Enthüllungen.

III.\*)

### Bismarcks Entlassung.

Verlasse Dich auf Fürsten nicht!

Sie sind wie eine Wiege.

Wer heute Hofiana spricht,

Ruft morgen: Crucifige!

**M**it diesen Versen pflegte Bismarck die Erzählung der Vorgänge einzuleiten oder zu schließen, die zu seiner Entlassung geführt hatten. Die Verse sollen aus einem alten Kirchenlied stammen und nach Tagen, an denen Friedrich Wilhelm der Vierte ungerecht und ungnädig gewesen war, bei der Abendandacht im Hause des frommen Generals Leopold von Werlach gesungen worden sein. „Von ihrer Wahrheit“, sagte der Fürst, „konnte ich mich eigentlich nur am Anfang und am Ende meines politischen Lebens überzeugen. Denn der alte Herr war zuverlässig. Gentleman: Sie können sich nicht vorstellen, wie selten Das in dieser Sphäre ist. Er war, Kavalier alter Schule und preußischer Offizier. Wirklich Edelmann, im besten Sinn des Wortes, und nicht der Meinung, durch ein besonderes Geheimrathsverhältniß zum Lieben Herrgott von dem Satz Noblesse oblige dispensirt zu sein. Vorher habe ich Mancherlei gesehen (persönlich hatte ich über den armen König, der um meine politische Erziehung bemüht war, ja kaum zu klagen; er nahm sogar meine Schwächen gnädig auf); und was ich nachher am eigenen Leibe erlebt habe. . .“ Wer Chlodwigs langweilige Tagebücher liest, muß glauben, der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler habe knapp drei Monate vor Bismarcks

\*) S. „Zukunft“ vom 13., 20., 27. Oktober 1906.

Entlassung begonnen. Dieser Glaube würde trügen; wie fast jeder, der sich auf Angaben des treulosen, nur auf seinen Vortheil bedachten Mannes stützt.

„Cave: adsum!“ Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte. „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!“ Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber ich denke, wie Mephisto: Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.“ Im Dezember 1887 empfahl er dem neunzigjährigen Kaiser, dessen Sohn von den deutschen Ärzten aufgegeben war, den Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: „Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werden ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf Ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Behinderung die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinetts unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl‘, daß diese Bestimmung den Kronprinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueberlegung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil-Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine vortragenden Rätthe bezeichnete. . . Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung-Erlernung der Behandlung der Staats-Orientirung beibehalten wird, Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amtes ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enkel zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Auswärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Verfahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht in dieser Materie.“ Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate

alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher geschätzt als irgend einen Ungekrönten. Prinz Wilhelm, schreibt Glodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtsloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat.“ So ist's geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronprinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister. Schien? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heudeck, ein Anhänger Waldersee's, zu Glodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können.“ Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kronprinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: „Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben!“ Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert („weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Märtyrers zeigte, feiern zu lassen“); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des todkranken Kaisers.

Am vierten April überreicht Bismarck im Charlottenburger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler (dem, nach der Geburtstagrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Krontraktoren und andere Besitzrechtsansprüche und ist „enchantirt“ von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Pressfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groß

gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und empfänglich am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefährlich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen endlich auch wieder seiner Mutter. Ende Mai wird die Puttkamer-Krise akut. Sieben Tage nach Puttkamers Entlassung stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Kaiser. (Die Absicht, Puttkamer zurückzurufen, giebt er auf Bismarcks Rath auf; verleiht dem Entlassenen bald aber den Schwarzen Adler.)

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Kaiser den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. „Damals“, sagte der Fürst später, „war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa feinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakfalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber geknecht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten“. Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmersgespräch schrieb der Hosprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein: „Man muß rings um das politischen Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nähert man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschmachten lassen; dann regire ich selbst“. Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein.“ Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee sehten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte.“ Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen

Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) „mit Woltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen.“ Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburger, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen. Die Triasformation Baldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bißchen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu reizen.“ Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Alheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und die konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für einen Krieg zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirklich auf den Kaiser? Gewiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hofpredigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und „der Alte“ soll ja nur noch vier Monate „verschnauzen“. Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: „Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt. Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein“. Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland, Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wieder in Friedrichsruh. („Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebendwürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht genug rühmen.“) Und schreibt am letzten Dezembertag: „Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimjuchungen und unerseßliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken“.

Als dieser Brief ankam, waren ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Großvater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: „Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt.“) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und glaubte, einst in den Seelen sterben zu sollen.

Noch nichts so aus. Chlodwig (der immer gern Kamarilla spielte und sich mit seinen Anliegen sogar an Herrn von Lucanus wandte, trotzdem dessen verbindliche Glätte ihm kein rechtes Vertrauen einflößt) will am einundzwanzigsten Januar 1889 den Kaiser „in vorsichtiger Weise“ gegen die von den verantwortlichen Militärbehörden für das Reichsland geforderten und von Bismarck gebilligten Maßregeln stimmen; muß aber notiren: „Der Kaiser hüllte sich in Schweigen und war nicht dazu zu bringen, eine Meinung zu äußern. Ich sah, daß er ganz unter dem Einfluß des Reichskanzlers steht und sich nicht traut, eine von dessen Meinung abweichende Ansicht zu äußern.“ Da haben wir ein Beispiel der Tonart. Weil der Kaiser, der, ohne Vorbereitung auf den Regentenberuf, vor sieben Monaten auf den Thron gelangt ist, gelten läßt, was die höchste militärische und civile Behörde für nothwendig hält, wird ihm Mangel an Muth und an Selbständigkeit nachgetuschelt. „So mußte ich den Versuch aufgeben, an dieser Stelle eine Stimmungänderung anzubahnen“. Im Bunde mit Chlodwig ist die Kaiserin Augusta und die Großherzogin von Baden (er „vertröstet die hohen Damen auf die Zukunft“); auch der in alle Sättel gerechte Herr von Boetticher spricht schon „sehr vernünftig über Elsaß-Lothringen“ (und wollte vorher doch den Statthalter abschaffen, Verlepsch zum Oberpräsidenten machen und „die Regierung nach Berlin ziehen“). Schon am fünfundzwanzigsten Januar aber sagt der Großherzog von Baden, „es sei nicht unmöglich, daß der Kaiser mit Bismarck hintereinander kommen werde, wenn er merke, daß man ihm nicht Alles mittheile; vorläufig wolle er Alles vermeiden, weil er den Fürsten Bismarck für die Militärvorlage brauche.“ Chlodwig findet, der Kanzler „mache den Eindruck eines geistig nicht ganz gesunden Mannes.“ Die letzten Monate hatten den samoanischen Aerger, die Eröffnung des Strafverfahrens gegen Geßken, die Konflikte mit der Royal Niger Company und dem Engländer Levis gebracht, der in Südwestafrika der deutschen Verwaltung unbequem wurde; lästige Sachen, die anständig erledigt werden, aber



keinen Pufferfolg eintragen konnten. Am sechzehnten Februar wird Baldersee als neues Mitglied des Herrenhauses vereidigt. Am ersten April holt der Kaiser ihn ab, ehe er in die Wilhelmstraße fährt, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren. (Das Geschenk, eine Ulmer Dogge, hatte Boetticher ausgesucht.) Im März war Bismarck sehr oft zum Vortrag befohlen worden. Der Großherzog von Baden hatte ihn zweimal besucht und mit dem Kaiser die Frage erörtert, wie lange der Kürassier wohl noch dienstfähig sein werde. Das fidert durch. Als er im Reichstag für die Alters- und Invalidentversicherung eintritt, sagt der Kanzler: „Ich glaube, daß die öffentlichen Blätter meiner politischen Feinde übertreiben, wenn sie von mir sagen, daß ich, schnell alternd, der Arbeitsunfähigkeit entgegenginge. Einiges kann ich noch leisten, aber nicht Alles, was ich früher gethan habe. Wenn ich die Aufgaben eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten eines großen Landes und auch nur die noch zur Zufriedenheit leiste auf meine alten Tage, dann werde ich immer noch das Werk eines Mannes thun, das in anderen Ländern als ein volles Manneswerk und als ein dankenswerthes Werk gilt. Wenn es mir gelingt, dabei in Einigkeit mit allen Verbündeten Regirungen und mit Seiner Majestät dem Kaiser, im Genuß des Vertrauens der fremden Regirungen, unsere auswärtige Politik weiter zu führen, so sehe ich Das für meine erste, für meine primo loco-Pflicht an. In allen anderen Beziehungen bin ich leichter ersetzbar. Die Summe von Vertrauen und Erfahrungen, die ich aber in etwa dreißig Jahren auswärtiger Politik mir habe erwerben können, die kann ich nicht vererben und die kann ich nicht übertragen“. Auch nicht vererben. Ein Vater, der seinem Sohn die Nachfolge sichern wollte, hätte nicht so gesprochen.

Ist nur eine Antwort auf das Verede über den „rasch alternden Kanzler“ oder der Versuch, sich das Ressort des Auswärtigen als Altentheil zu retten? Jedenfalls läßt sich aus der Rede bei Hof Etwas machen. Die Verbündeten Regirungen sind darin vor dem Kaiser genannt; mit dem der Kanzler nur „einig“ zu sein braucht. Kein Wort von der Gehorsamspflicht. Der Ausdruck des stolzen Bewußtseins, in der internationalen Politik unerseßlich zu sein. „Wer ihn hört, muß wahrhaftig glauben, wir säßen im tiefsten Sand fest, wenn er vom Vock steigen muß. Welche Rolle er dabei den Kaiser spielen läßt, ist ihm gleichgültig. Und wer genau hinsieht, merkt, daß er auch den alten Herrn noch im Grab zu verkleinern sucht“. Der Beweis? „Ich darf mir die erste Urheberschaft der ganzen sozialen Politik vindiziren; es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für die Sache zu gewinnen.“ Richtig. „Allein Ihr Werk großer Voraussicht“: so hatte, in einem Brief an den Kanz-

ler, der erste Kaiser seine Botschaften von 1881 und 1882 genannt. Darf man aber öffentlich sagen? Der richtige Hausmeier. Hohe Zeit, daß die Leute wieder an kaiserliches Regiment gewöhnt werden. Alle paar Tage ist jetzt Vortrag, Audienz oder Kronrath. Im April wird General Verdy du Vernois zum preussischen Kriegsminister ernannt; wider den Wunsch des Ministerpräsidenten; auf Empfehlung Waldersees, der einen Vertrauensmann im Ministerium haben und einen möglichen Nachfolger mit Ehren abschieben will. Noch aber kommts nicht zum sichtbaren Konflikt. Im Mai beginnt der Ausstand der westfälischen Bergarbeiter. Am Achtzehnten spricht der Kanzler im Reichstag. (Ahnt er, daß es das letzte Mal ist? Er läßt sich im Boyer photographiren.) Er verhehlt nicht, daß er mit fast allen Parteien schlecht steht; auch der Konservativen nicht mehr sicher ist (denen der Schwartzower Hammerstein den nahen Sturz des Kartellpatrons verkündet hat). Vom Einundzwanzigsten bis zum Sechszwanzigsten ist König Umberto mit seinem Sohn und Crispi in Berlin. Der Kaiser schenkt dem italienischen Ministerpräsidenten eine Photographie mit der Aufschrift: *A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi*. Crispi glaubt sich als Korsaren erkannt und rennt aufgeregt in die Wilhelmstraße, wo er, nicht ganz leicht, überzeugt wird, der Satz solle nur ausdrücken, daß der Kaiser ihn für einen gentilhomme halte. Am Tag nach der Abreise der Italiener ist Kronrath. Der Strife, der beendet schien, hatte wieder begonnen. Der Kaiser hat vierzehn Tage vorher die Delegirten Bunte, Siegel und Schröder im Schloß empfangen und gesagt, wenn sich „sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen“, werde er mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten. Im Kronrath spricht er sehr schroff gegen die Grubenbesitzer. „Wenn diese reichen Leute nicht Vernunft annehmen, ziehe ich mein Militär zurück; wird ihnen dann der Rothe Hahn aus Dach ihrer Willen gesetzt, ist's nicht meine Schuld.“ Bismarck antwortet, auch diesen reichen Leuten sei der Schutz der Staatsgewalt nach preussischer Tradition und Verfassung nicht zu versagen; ihr Recht, über die Arbeitsbedingungen nach freier Ueberzeugung zu verhandeln, sei in einer nicht sozialistischen Gesellschaft unbestreitbar. Der Kaiser habe geirrt, als er den „waterländischen Sinn“ der von ihm empfangenen Delegirten rühmte und ihnen, die „decidierte Sozialdemokraten“ seien, lobend nachsagte, sie hätten „sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten“; der Kanzler fürchte eine neue Täuschung des Allerhöchsten Vertrauens und müsse, wenn er auch den beantragten Belagerungszustand noch nicht für nöthig halte, doch für energische Schutzmaßregeln eintreten. Schon während er sprach, fühlte er, daß er nicht mehr alle Kollegen

hinter sich habe; konnte es aber nicht beweisen. Der Kaiser schied verstimmt. Eine ängstliche Excellenz ringt die Hände. „Hätten Euer Durchlaucht es ihm wenigstens unter vier Augen gesagt!“ Antwort: „Soll ich im Kronrath vielleicht den Obersten der Gunuchen spielen? Dann hätte die Geschichte doch wirklich keinen Zweck und es wäre nur schade um die verlorene Zeit. Ehre und Reputation kann ich dem Allerhöchsten Dienst nicht opfern.“ Vier Tage danach wurde Hagemeister aus Westfalen abberufen und im Oberpräsidium durch Studt ersetzt.

Im Juni ist der Konflikt mit der Schweiz (Fall Wohlgemuth-Luz) Hauptstoff aller politischen Gespräche. Auch Konservative erzählen, der Kaiser table das brüske Vorgehen des Kanzlers. Der Großherzog von Baden ist „erbittert über Bismarck; selbst Herbert sage, er verstehe seinen Vater nicht mehr, und viele Leute fingen an, zu glauben, daß er nicht mehr richtig im Kopfe sei. Der Kaiser werde Vertrauen gewinnen, wenn er jetzt ein Nachtwort einlege und den Streit beendige. Bismarck lasse sich jetzt nur von egoistischen Motiven leiten. Er wolle keinen Krieg mehr; deshalb mache er den Russen allerlei Avancen, lancire mitunter Artikel gegen Oesterreich und verwirre die Geister.“ Nach diesen Mittheilungen des Großherzogs notirt Chlodwig: „Es ist möglich, daß es demnächst zu einem Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler kommt. Das wäre schlimm trotz Alledem.“ Bismarck geht nach Bargin, der Kaiser (mit Herbert) nach England. Am elften August sind Beide wieder in Berlin und konferiren ziemlich lange. Am nächsten Tage kommt Franz Joseph mit dem Thronfolger, dem Grafen Kalnoky und dessen Sektionschef Szogyenyi. Der Kaiser von Oesterreich besucht, mit Franz Ferdinand, den Fürsten und schenkt ihm seine Marmorbüste. Am vierzehnten August fragt Herr von Szogyenyi, ob Bismarck nicht wenigstens prinzipiell zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn bereit sei; höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Beide Kaiser hatten den Handelsvertrag gewünscht. Am Zwanzigsten reist der Kanzler nach Friedrichsruh. Am Dreiundzwanzigsten sieht Chlodwig in Mech (wo ein Wilhelmödenkmal enthüllt wird) den Kaiser und Friedrich von Baden. Der Großherzog erzählt: „Die Schwankungen des Kanzlers (zwischen Rußland und Oesterreich) haben den Kaiser stußig gemacht, dagegen sein eigenes Selbstgefühl gehoben; er merke, daß man ihm hier und da Etwas verschweige, und werde mißtrauisch. Es hat schon einen Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler gegeben (im Kronrath) und man muß die Eventualität ins Auge fassen, daß der Kanzler einmal gehe. Was aber dann? Der Kaiser denke sich wahrscheinlich, daß er selbst die auswärtige Politik führen könne. Das sei aber sehr gefährlich.“ Waldersee, dem Chlodwig (wie jedem Mächtigen, dem er nah

kommt) seinen Verki-Schmerz klagt, räth, den Verkauf der russischen Güter nicht zu übereilen; in zwei Jahren könne viel passiren. „Mir schien, als wolle er auf einen bevorstehenden Krieg mit Rußland hindeuten.“ Beginn der Preßfehde zwischen Kanzler und Generalstabschef (der sich aus Petersburg und Paris diplomatische Spezialberichte schicken und, nach einem Gewohnheitrecht, im Auswärtigen Amt von Holstein alles ihn Interessirende vorlegen läßt). Bismarcks Blätter schelten über „politisch-militärische Unterströmungen“, die den Frieden bedrohen, munkeln von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfehle, und vertreten, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“, die Ansicht, der Generalstabschef dürfe nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben muß. Dem Kanzler? Die letzte Entscheidung, wißerts, gebührt doch wohl dem Kaiser. Gegner Bismarcks verbreiten eine dumme Brochure, die Herbert als künftigen Kanzler empfiehlt und, trotzdem sie den Fürsten verdrießt, weder offiziell noch offiziös getadelt wird. Also ist wirklich auf eine Dynastie Bismarck abgesehen! Hammerstein geht in der Kreuzzeitung heftig für Waldersee (der ihm hunderttausend Mark geborgt hat) und gegen Bismarcks Kartellpolitik ins Zeug; wird aber am zweiten Oktoberabend im Reichsanzeiger mit der kaiserlichen Aht bedroht. Herr von Rauchhaupt schreibt ihm: „Sie dürfen nicht, wie Sie es unzweideutig gethan, den Kaiser mit Zuckerbrot und Beitsche traktiren wollen. Sie haben seinen absolutistischen Neigungen gefröhnt, weil Sie glaubten, ihn in Disensfuß mit den Nationalliberalen zu bringen.“ Das sei falsch gewesen. „Es galt, ihn in seinen konservativen Auffassungen zu stärken. Daß Uebrige folgt dann ganz von selbst daraus“. Vom elften bis zum dreizehnten Oktober ist Alexander der Dritte in Berlin. Lange Aussprache mit Bismarck, der die Frage, ob er sicher sei, im Amt zu bleiben, zuversichtlich bejaht. Nach der anderthalbstündigen Audienz geht der Kanzler zur Galatafel und (zum letzten Mal) zur Galavorstellung (Rheingold, Koppelia) ins Opernhaus. Als der Zar abgereist ist, begleitet der Kaiser den Kanzler in die Wilhelmstraße (daß er den Wagen vorher halten und den Fürsten auf der Straße aussteigen ließ, hat Bismarck mir nie erzählt) und berichtet unterwegs strahlend, er habe sich für die Manöverzeit in Spala zum Gegenbesuch angesagt. Bismarck hat Einwände; die Pause zwischen den Besuchen sei zu kurz, in Spala für einen so hohen Gast kaum bequem Platz zu schaffen, Alexander mit Vorsicht zu behandeln und durchtrop de zèle leicht mißtrauisch zu machen. (Mit ähnlichen Gründen hatte Herbert die Absicht bekämpft, den König von

Italien wieder in der Hauptstadt zu besuchen.) Dem Kaiser ist die Freude verdorben; er fährt verstimmt ins Schloß. Zwei Tage danach kommt Waldersee ins Kanzlerhaus, um zu beweisen, wie nützlich die Reise nach Rußland sein werde. (In diese Zeit fällt eine Aktion mit petersburger Berichten. Sind sie der Besuchsabsicht günstig oder ungünstig? Herbert scheint hier, wohl unwissentlich, eine andere Politik getrieben zu haben als der Vater, dem die Verlegung der ungünstigen Berichte gerade in diesen Tagen nothwendig schien.)

Der Kaiser (der in einer Mandverrede gesagt hat, an dem Wachstum der Sozialdemokratie sei die falsche Methode des Geschichtunterrichtes schuld) reist mit Herbert nach Monza, Athen (zur Hochzeit seiner Schwester Sophie), Konstantinopel. Am sechszwanzigsten Oktober ist Chlodwig in Baden-Baden bei der Kaiserin Augusta. „Sie mißbilligt das gar zu viele Herumreisen des Kaisers und hält die Reise nach Athen (die, wie ich von Fürstin Betsy hörte, den griechischen Hof ruiniert) für überflüssig.“ Der Großherzog von Baden beklagt sich über Bismarck und sagt: „Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher“. Dabei zog er die Linie nicht am Hals, wie Dies gewöhnlich bei dieser Redensart geschieht, sondern an den Augen. Der Kaiser wollte sich jetzt, so lange er ihn noch für die Bewilligung der Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen. Später werde er ihn nicht mehr halten.“ Am selben Tag empfängt Bismarck vom Kaiser aus Athen ein Telegramm, das mit dem Satz schließt: „Mein erstes Wort ins Vaterland ist ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon, dessen erhabener Anblick auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat.“ Andere huldvolle Depeschen folgen; aus Konstantinopel und Korfu. Am siebenten November: „Nach einem Aufenthalt, der einem Traum gleicht und der durch die freigiebigste Gastfreundschaft des Großherrn zu einem paradisißchen gemacht worden ist, passirte ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen.“ Die Generalsabspartei, der Herr von Tausch die Spione stellt, Herr Normann-Schumann auch im Ausland Luft macht, tadelt die Veröffentlichung dieser „privaten“ Telegramme, die nur zeigen solle, wie jugendlich der Monarch noch empfinde und wie fest er an dem Fürsten hänge. Zwei Tage nach Herberts Rückkehr interpellirt Eugen Richter im Reichstag, ob der Generalsabspartei, wie man nach offiziellen Artikeln vermuthen müsse, die Politik des Kanzlers durchkreuze. Herr von Verdy tritt mit klugem Eifer für Waldersee ein und Herbert stimmt „aus vollem Herzen“ der Erklärung des Kriegeministers zu. Das klingt wie Thomade. Geben sie den Kampf auf? Will Bismarck fährt nach Berlin und warnt den Bruder: „Wenn Ihr den Kerl nicht totschlagen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen;

was jetzt gemacht wird, ist Blech.“ Herbert muß im Reichstag viel reden und findet nur selten einen wirksamen Ton. Auch die Nationalliberalen entschleiern nun sacht ihre Ansprüche an die Masse. Miquel hält der alten Zeit eine Grabrede, sieht (in der alter-dinner-Ekstase, die sein Diskontokollege Hansemann so unausstehlich und „nur für Attaches berechnet“ fand) ein Neues, Gewaltiges werden; und charmt den Kaiser. Der rühmt ihn (in Potsdam, am elften Dezember) vor Chlodwigs Ohr; und schildert die berliner Kommunalverwaltung. „In Berlin werde man es noch so weit bringen, daß die Sozialdemokraten die Mehrheit haben. Diese würden dann die Bürger plündern. Das sei ihm gleichgiltig; er werde Schießscharten ins Schloß machen lassen und zusehen, wie geplündert werde. Dann würden die Bürger ihn schon um Hilfe anflehen.“ Am vierzehnten Dezember ist Chlodwig in Friedrichsruh, um Bismarck für Werki anzuspannen. Artige Ablehnung. Wir können uns nicht in die innere russische Verwaltung einmischen. Naher Krieg sei unwahrscheinlich. Waldersee ein konfusier Politiker; mit Verdy auf Gegenseitigkeit versichert. Rußland sei frühestens in fünf Jahren fertig (neues Gewehr, Eisenbahnen) und wir brauchten nur loszuschlagen, wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wäre. Chlodwig, der ihn doch für einen „geistig nicht ganz gesunden Mann“ hält, ist für die Erlaubniß zum Besuch und für den Rath, die russischen Güter lieber zu verkaufen, ungemein dankbar. Bismarck wird vor berliner Intriquen gewarnt, sagt aber lächelnd: „Diese Sachen kommen an mich nicht heran.“ Graf Bill erzählt, er habe in Hannover auf dem Bahnhof den General von Caprivi getroffen, der unbemerkt nach Berlin fahren wollte und verlegen wurde, als er sich vom Sohn des Kanzlers erkannt sah; denkt sich dabei aber nichts Schlimmes. Die Arbeit mit dem neuen Herrn, der „am Liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein möchte“, bringt zwar harte Zumuthungen, muß im Reichsinteresse aber geleistet werden. Schließlich hat der Kaiser sich offiziell ja gegen die Hyperkonservativen und für die Kartellpolitik erklärt. Und der Brief, den er dem Kanzler zu Neujahr schreibt, rühmt Bismarcks Antheil an der „Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung“ und schließt mit dem Satz: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten.“

Gerade um die Arbeiterfrage entbrennt nun aber der Streit. Am zwölften Januar 1890 eilt Stumm nach Friedrichsruh. Der Kaiser habe (von der hinzutretenden Seite her) Ideen, deren Ausführung die deutsche Industrie im Wettkampf mit dem Ausland lähmen und der Sozialdemokratie zu neuem Wachsthum helfen müsse. Kommt dieser Plan jetzt ans Licht, dann erleben

wir rothe Wahlen. Nur der Fürst könne das Reich aus dieser Noth retten. „Wir stehen geschlossen hinter Ihnen“. Auch Herbert seufzt, es sehe schlecht aus; der Kaiser wolle jedes Detail bestimmen, fordere von dem Staatssekretär, der die halbe Nacht am Schreibtisch verbracht hat, in aller Herrgottsfröhe die Vorlegung der neusten Depeschen und Berichte, ordne dann sofort an, wie Alles gemacht werden müsse; und die ruhige Erwägung, die dem Entschluß vorangehen sollte, sei bei diesem System fast unmöglich geworden. Schlimm sei auch, daß der hohe Herr so oft mit den Botschaftern unter vier Augen verhandle. Der abgeheßte Sohn war mit der Kritik kaiserlichen Wesens nicht immer vorsichtig gewesen und die Kleinen der Wilhelmstraße (Nr. 74, 76, 77) hatten den hoffenden Blick längst auf die „maßgebende Zukunft“ gerichtet. Das wußte Herbert nicht; fand aber nöthig, „daß mit dem Kaiser ein ernstes Wort gesprochen werde“. Wieder wird er gewarnt: „Sorgen Sie nur dafür, daß unangenehme Dinge dem Kaiser nicht vor Zeugen gesagt werden! Das verzeiht er nicht; und ist, als König von Preußen, stärker als jeder Minister“. Zu spät. Am vierundzwanzigsten Januar kehrt, nach dreimonatiger Abwesenheit, der Fürst nach Berlin zurück. Da weht nun andere Luft als noch im Oktober. Die Kreaturen haben das Zittern verlernt. Herr von Boetticher sogar, sonst unermülich im Dienst des Herrn, der ihn aus drückender Verschuldung befreit hat, sagt jetzt zu Allem Ja und bleibt gelassen stehen; führt die Aufträge nicht mehr aus. Bismarck kommt mittags an; von Drei bis Acht: Sitzung des Staatsministeriums, Audienz beim Kaiser, Kronrath. Im Staatsministerium scheint ihm die Herrschaft noch sicher; wenigstens eine Mehrheit für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. (Der Kaiser, der mit der Sozialdemokratie „schon allein fertig zu werden“ hofft, will die Verlängerung nicht.) In der Kronrathssitzung liest Boetticher die sozialpolitischen Erlasse vor, die der Kaiser veröffentlichen will. Bismarck kann nicht zustimmen; er ist in individualistischer Wirthschaftsauffassung zu alt geworden, um für Verbote der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit eintreten zu können. Spricht von der üblen Wirkung auf die Wahlen und wagt, als der Kaiser gesagt hat, diese Wirkung könne und werde höchst günstig sein, die Bemerkung, solchen Optimismus könne nur Jugend hegen, die noch nicht Erfahrungen gesammelt und Enttäuschungen erlebt hat. Aunderthalbstündige Debatte; deren Unterton manchmal schon recht schrill klingt. In puncto Sozialistengesetz dringt Wilhelm nicht durch. „Ja wenn hier mit Majoritätsbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird...“ Der Kriegsminister, der sich, als General, für den Kaiser erklärt hat, berichtet ihm nach der Sitzung, Bismarck habe die Ressortchefs

festzulegen, von vorn herein gegen die Absicht des Monarchen zu stimmen versucht. Am letzten Januartag wird der Fürst (auf seinen mit der Unvereinbarkeit der Ueberzeugungen motivirten Wunsch) vom Amte des Handelsministers entbürdet; als seinen Nachfolger hat er „angebrachtermaßen“ den Freiherrn von Berlepsch vorgeschlagen (den die Herren von Boetticher und von Rottenburg längst in die Sonne zu bringen trachteten). Am dritten Februar trägt er die Erlasse, die er umgearbeitet, in die er die Staatsrathsinstanz und die internationale Konferenz hineingebracht hat, ins Schloß. Noch einmal warnt er; bittet inständig um die Erlaubniß, die Papierbogen ins Kaminfeuer zu werfen. Der Kaiser schüttelt heftig den Kopf. „Ich verspreche mir sehr viel davon.“ Die Erlasse werden ohne Gegenzeichnung des Kanzlers veröffentlicht. (Der Kaiser hat zu Chlodwig gesagt: „Bismarck versuchte, die Schweiz zu bestimmen, an ihrer Konferenz festzuhalten, was durch Roth's, des Schweizer Gesandten in Berlin, loyale Haltung vereitelt worden ist.“ Bismarck erzählte mir, der Kaiser habe Roth nachts ins Schloß holen lassen, drängend den schweizerischen Bericht auf das Prioritätsrecht durchgesetzt, dem Kanzler aber nichts davon gesagt. So habe ich, nach Roth's Bericht, auch von Bamberger gehört.)

An dem Abend, wo der Reichsanzeiger die nicht gegengezeichneten Erlasse veröffentlicht, ist Wilhelm zum Parlamentarierdiner beim Kanzler. Der sagt: „Ich imponire dem Kaiser nicht; versuchen Sie mal Ihr Glück!“ Am nächsten Tage kommt Stumm und bringt das Gelöbniß „unverbrüchlicher Treue“; das Sozialistengesetz müsse verlängert, die Industrie vor der unheilvollen Wirkung der Erlasse geschützt werden. Am achten Februar geht an die deutschen Missionen ein Rundschreiben, in dem gesagt wird, nur internationale Vereinbarung könne den Arbeiterschutß sichern. *Les classes ouvrières des différents pays, se rendant compte de cet état des choses, ont établi des rapports internationaux qui visent à l'amélioration de leur situation.* Die internationale Arbeiterorganisation wird den Regierungen als Muster empfohlen. Und in der Rede, die den Staatsrath eröffnet, spricht, am elften Februar, der Kaiser von „willkürlicher und schrankenloser Ausbeutung der Arbeitskraft.“ Stumm und Genossen fallen im Staatsrath um; und beschließen, als sie sich nothdürftig wieder aufgerichtet haben, durch Dick und Dünn mit dem Monarchen zu gehen. Der Fürst ist degoutirt und sagt, er wolle aus seinen Aemtern scheiden. Wilhelm redet ihm diese Absicht nicht aus. Am Zehnten ist Bismarck bei Schuwalow; er möchte vor seinem Rücktritt noch den deutsch-russischen Assekuranzvertrag verlängert sehen, um wenigstens die internationale Politik vor plötzlichen Ueberraschungen zu sichern. Am Zwanzigsten ist Reichs-



tagswahl; große Verluste der Konservativen, der Reichspartei und der Nationalliberalen; die sozialdemokratischen Stimmen fast verdoppelt. Vorher saßen elf Sozialdemokraten im Reichstag; nun kommen fünfunddreißig hinein. Jetzt vom Platze zu weichen, wäre Freigebit; nach dieser Wahl wäre ein Kanzlerwechsel das offene Geständnis irreparabler Niederlage. Bismarck (den Graf Limburg-Sturum in diesen Tagen „in hohelegischer Stimmung“ findet) weist ohne Scheu auf die von ihm vorausgesagte Wirkung der Erlasse hin und erklärt, er fühle sich verpflichtet, einstweilen im Amt zu bleiben. „Das war dem Kaiser unangenehm, aber er remonstrirte nicht dagegen“, schreibt Schlodwig. Inzwischen war mit Caprivi schon mehrfach über die Nachfolge Bismarcks verhandelt worden, die General von Albedyll abgelehnt hatte. Am fünften März hält der Kaiser beim Festessen des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die mit der Drohung schließt: „Diejenigen, welche sich mir bei meiner Arbeit entgegenstellen, zerichmettere ich.“ Und überall wird geraunt, hier und da auch deutlich gesagt: „Das geht auf Bismarck!“

Der Fürst war nicht immer „in hohelegischer Stimmung“; auch in diesen schweren Tagen noch zu niederdeutschem Spaß aufgelegt. Er ließ sich Reuters „Stromtid“ holen und las aus dem Kapitel vor, das von der Entamung des alten Inspektors Hawermann handelt. „It heww nicks mehr tau seggen; ik bin bi Sid schaben; ik ward den jungen Herrn all tau ol.“ „Der Herr von Rambow hat Alles so befohlen; und er hält zu Pferd auf dem Haidberg und übersteht und kommandirt das Ganz.“ „Hat woll in der einen Hand en Sperfektiv und in der andern en Kommandostab as der olle Blüchert auf dem Hoppenmark in Kostock?“ Ohne Harm. Ohne sich zu den Gerüchten zu erniedern, die ihm zugetragen werden. Daß Friedrich und Schlodwig ihn für geistig nicht mehr normal hielten, wissen wir schon. Hinzu kam jetzt (wie Bucher behauptete: von Voetticher) die Verdächtigung, er sei Morphiniist. Der Kaiser fragt Schweninge; und erhält die Antwort: „Das ist eine elende Verleumdung und ich kenne die Quelle, aus der sie stammt.“ (Schweninge hat seinem Fürsten bis in die letzten Lebenstage nur in ganz seltenen Nothfällen Morfotika gegeben; meist, unter der Firma Morphium, reines Wasser; und ihm durch die Suggestion des Namens zu Schlaf verholfsen.) Bismarck ahnt kaum, was die Maulwürfe erwählen; noch am Tag der Entlassung hielt er Voetticher für seinen Nachfolger. Doch zur Ruhe kommt er nun nicht mehr. Er will den Rest seiner Einflußsphäre gegen kollegiale Treibereien schützen, den Verkehr der Minister und Staatssekretäre mit dem Kaiser kontrolliren; und stößt auf ungeduldigen Widerstand. Der Monarch fordert die Aufhebung

der Kabinettsordre vom achten September 1852, die dem Ministerpräsidenten die straffe Leitung der Geschäfte sichern sollte. „Wenn der König diesen Zustand ändern will, muß er selbst sein Ministerpräsident werden; die Befugnisse des Amtes übt er ja thatsächlich schon aus.“ Mit solchen Redensarten, heißt's, sei nichts bewiesen; der Fürst solle über den Gegenstand eine ausführliche und objektive Denkschrift liefern. Am fünfzehnten März wird die internationale Konferenz eröffnet. Der Kanzler nennt sie im Privatgespräch „eine große Phraseologie“; und der Kaiser erfährt. Am Siebzehnten wird Bismarck zweimal offiziell aufgefordert, schleunig sein Entlassungsgesuch einzureichen. Am Achtzehnten schreibt er; weil er nach den Mittheilungen der Herren von Hahnke und von Lucanus annehmen müsse, daß er damit den Wünschen des Kaisers entgegenkomme. Sechsenddreißig Stunden danach liest er in einem Handschreiben Seiner Majestät die Worte: „Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurnahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben.“

Generaloberst, Herzog von Lauenburg, „unauslöschlicher Dank“ und, am neunundzwanzigsten März, „Begräbniß erster Klasse.“ Bismarck's einziger Vorgänger, Freiherr vom Stein, war unter sichtbarerem Zeichen der Ungnade entlassen worden. Dem hatte, weil er, im Interesse des Staates und der Krone, königlichen Willensmeinungen zu widersprechen wagte, Friedrich Wilhelm der Dritte geschrieben: Ich habe mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am Allernachtheiligsten und Gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich weh, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“ Treitschke selbst, der diesen König mit so hitzigem Eifer vertheidigt, muß doch schreiben: „Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten über-

wunden. Ihn erschreckte jener laute, rücksichtslose Freimuth, der den großen Germanen eignet.“ Und auch an Steins Schicksal dachte er, als er, nach dem Jahr 1890, von der „Undankbarkeit der Hohenzollern“ sprach, „dem umschönen Erbfeind des Herrscherhauses, von dem unter allen preussischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz freigeblichen sind.“

### Die Motive.

Großherzog von Baden: „Die Ursache des Bruches ist eine Machtfrage. Alle anderen Meinungsverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Andern, waren nebensächlich. Der Hauptgrund war die Kabinettsordre vom Jahr 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekanntem Plänen leiten und es dahin führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält“. General von Heudeck: „Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinettsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bismarck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen“. Caprivi: „Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde.“ Herr von Holstein: „Bismarcks Plan, Oesterreich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären.“ Der Kaiser: „Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn er's nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetzte ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhmreichen Regierung genöthigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel genommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regierung damit anfangs, meine Unterthanen totzuschießen. Die Verbitterung wurde durch die Kabinettsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windthorsts beim Für-

sten gab zu unliebamen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beigewohnt hat, gefragt, ob ich in der ganzen Zeit Etwas gethan habe, was Bismarck verlegen konnte und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt, alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe."

Die Sozialpolitik. Was vierzehn Jahre lang hier oft ausgesprochen ward, brauche ich heute nicht umständlich zu wiederholen. Die Art, wie Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermöglichte). Wer Bismarcks Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung zu Sozialismus und Kommunismus vorgeworfen worden. Daß auch der Ärmste ein Wahlrecht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbeiterschutze „in der Welt vornan“ war, ist sein Verdienst; nur feins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindustrie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Affoziation blieb schwächeren Hirnen stets unbegreiflich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm innerlich immer fremd. (Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt,brauchte sie und war mit der Sorge für die Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer belastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experimente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf manchem Spaziergang mit mir erörtert), daß die Sozialdemokratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen, den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat? Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürftigsten Tribut geheischt wird? Auch jagens die Beute ja selbst. Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr

einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb wird. Das waren seine Leitsätze. Und seine Berather: Stumm und andere tüchtige Industriekapitäne, die für ihre Arbeiter väterlich sorgten, ihr Vaterrecht aber nicht opfern wollten; und deren Sachkunde und Leistungen ihm imponirten. Mehr jedenfalls als die der Bebel und Genossen, deren politische Ziele er indiskutabel und kindisch fand. Sozialistische Republik (wenn sie an sich möglich wäre) zwischen Rußland und Frankreich? Und die Mädchenschulhoffnung, die Menschen würden friedlich fortan, wie die Lämmelein, neben einander grasen?.. Mußte nicht auch die Behandlung, die er von dieser Seite erfuhr, auf ihn wirken? Unwissender Tropf, Abenteurer, Fälscher, Schurke, Verbrecher: Anderes hörte er nach Lassalles Zeit kaum je. Und daß er ein Mensch war, mit Menschen schwachheit und Menschenempfindlichkeit, brauchte uns wirklich nicht erst das kolmarer Schoßkindschen zu sagen.

Ein tragisches Verhängniß wars, daß der Schöpfer des Reiches, der Staatsmann, dem am Ende doch auch der deutsche Arbeiter wohl mehr verdankt als allen Kirchenvätern des Marxismus, allen Organistoren und Agitatoren, gegen ein Phantom socht, ein großes Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte. Doch soll man die Tragik nicht ins Kriminalromanhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin, Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach der Möglichkeit gelehzt, „auf das Volk schießen zu lassen“. (Ich glaube, daß solche Scheusale sehr selten sind; daß jeder Mächtige mit bangem Herzen den Befehl zu blutiger Repression giebt; daß oft Unverstand den Befehl diffirt; daß aber das Recht, im Interesse des Staates Aufstände niederzuzwingen, mindestens so unbestreitbar ist wie das, gegen den Mißbrauch staatlicher Gewalt die Massen zu waffnen. Nur in Kinderköpfen ist jeder Revolutionär ein lichter Held, jeder General, der die Truppen wider rebellivende Haufen führt, ein Nero oder Alba.) Bismarck wollte „schießen lassen“, wenn nur die ultima regis ratio noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser dagegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig: er hat, ohne an sein Applausbedürfnis zu denken, dem Befehl staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu gehorchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein Großvater war nur als junger Mann „genöthigt, gegen Aufständische vorzugehen“; war, ehe er auf den Thron stieg, der „Kartättschenprinz“ und in Baden, von der preußischen Demokratie sogar lauter verflucht als Murawiew und Trepow in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes

vom Jahre 1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch-politische; waren's auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer erkannt als der Kanzler? Er sagt: Nächstens werden die Sozialdemokraten die Bürgerplündern; mir ist's gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie geplündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe ansehen. Wollte also auch „schießen lassen“, nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßentäuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem war's freilich nicht „gleichgiltig“, ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: „Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeidliche Enttäuschung kam, ging's dann in anderer Richtung vorwärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht werden, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewunderung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliktsjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Erfahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzustreifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinethwegen auch louisnapoleonische; dafür war ich nicht zu haben.“ Nicht dafür, wie Caprivi, nachdem man sich eben mit dem „Muth der Kaltblütigkeit“ gebrüstet hat, die Umsturzvorlage auszuarbeiten, noch, wie der Zimmerhuldwig, ein galantes Leben mit der Vorlegung der Lex Heinze zu krönen. Bismarck könnte heute sagen: Als Wilhelm der Zweite auf den Thron kam, waren 763 128 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden; als er fünfzehn Jahre regirt hatte, waren's 3 025 000. Könnte auf all die Reden weisen, in denen der Kaiser seitdem die Sozialdemokratie gescholten, der ärgsten Verbrechen angeksuldigt hat. Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsjucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der Berechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Einkünfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn und mehr Ruhe bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur, unter Urkunden, deren Inhalt er billigen konnte. Drohte der Ungnade, um sich

nicht als einen feigen Nichtverachten zu müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen. Wo ist heute der Mann, der, wenn Gewissensnoth dazu drängt, dem Kaiser so aufrecht entgegentritt? Seit er ging, sahen wir keinen.

Die Kabinettsordre vom achten September 1852. Was Bismarck in dem erzwungenen Entlassungs-gesuch darüber gesagt hat, zeigt den Rechtszustand und die Konsequenzen der damals gewünschten Aenderung in einleuchtender Klarheit. Der Ministerpräsident ist für die Gesamtpolitik des Kabinetts verantwortlich. Das kann er nur, wenn er im Staatsministerium und in dessen Verkehr mit dem König die Einheit des Wollens und Handelns zu sichern vermag. Kanns aber nicht, wenn jeder einzelne Ressortchef die Möglichkeit hat, in günstiger Stunde, ohne Premier und Kollegen vorher nach ihrer Meinung gefragt zu haben, Anordnungen des Königs zu extrahiren. Im Jahr 1889 hatten einzelne Minister sich an das Ohr des Monarchen gedrängt und waren dann mit den von ihm gebilligten Projekten (eigenen oder geheimräthlichen) ins Staatsministerium gekommen; triumphirend, denn sie hatten die Unterschrift des Königs, vor der jeder Widerspruch verstummen mußte. Um diesen Brauch wieder auszuroden, rief Bismarck den Kollegen die Ordre Friedrich Wilhelms des Vierten ins Gedächtniß zurück. Sie ist von Manteuffel gegengezeichnet und bestimmt: Der Ressortchef hat sich über alle wichtigen Verwaltungsmassregeln mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen; bedürfen solche Massregeln der königlichen Genehmigung, so geht der Bericht des Ressortchefs zunächst an den Ministerpräsidenten, der ihn glossiren kann und dem König vorzulegen hat; will ein Ressortchef dem König Vortrag halten, dann muß er diese Absicht so früh mittheilen, daß der Ministerpräsident, wenn es nöthig findet, dem Vortrag beiwohnen kann. Diese Bestimmungen fand Wilhelm obsolet. Das Entlassungs-gesuch, das, in den Kurialien der Unterthänigkeit, dem König bitterste, heilsame Wahrheit sagt, giebt die Antwort: „In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich“. Jetzt sind die Briefe veröffentlicht worden, die Friedrich Wilhelm der Vierte an seinen Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen geschrieben hat. Die lehren, wie es vor dem September 1852 aussah; lehren, welchen Zustand der König ersahnte. Er schreibt: „Für den König soll und muß ein konstitutionelles Ministerium eine delibrierende Versammlung sein. Es soll und muß mit dem König berathen. Das

heißt: ein jeder Minister soll und muß seine Meinung, seine Ansicht im Conseil vortragen. Dann ist der einzige Unterschied unter dem Regime einer Verfassung also der, daß nicht mehr des Königs Wort definitiv entscheidet, sondern daß des Königs Meinung diskutiert wird, vor ihm und mit ihm. Niemals und unter keiner Bedingung darf der König in die Lage gerathen, Abgemachtes und fest Beschlossenes vorgelegt zu bekommen, über welches also nicht die Minister mehr diskutieren können, sondern über welches er allein mit dem Ministerium als solidarischer Person zu diskutieren genöthigt ist. Wie unwürdig und unköniglich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen Allen dagefessen! So regirt man mit dem geisteschwachen Kaiser Ferdinand, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen!.. Ihr reiner Wille muß sich an meinem spiegeln, abschleifen, sich mit ihm verständigen, ihn verstehen, ihn hören können.“ Also nicht Beschlüsse des Staatsministeriums, die der König annimmt oder, wenn er die Berather wechseln will, verwirft; sondern Diskussion der einzelnen, durch keinen Beschluß gebundenen Minister mit dem König, der schwache Gemüther dann natürlich leicht auf seine Seite zieht. Das war im Mai 1848 das Ziel. Und im Januar 1890 sagt ein König von Preußen: „Sa, wenn hier mit Majoritätsbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird...“ Und bald danach zu einem Führer der konservativen Partei: „Merken Sie sich: *Suprema lex est regis voluntas!*“ Die Ordre, die Bismarck beseitigen sollte, ist noch heute in Geltung; und kein preussischer König war den Ressortchefs so schwer, so selten erreichbar wie Wilhelm der Zweite.

Windthorst's Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler<sup>1</sup> (und just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm besprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund sich nicht erst auf die Beine zu machen. Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte (*status quo ante* 1870), konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem? Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter Stunde Caprivi's Kandidatur als eine von Bismarck unterstützte diskreditiren wollte. Daß Windthorst sich wesentlich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie geglaubt. Seit Hayfeldt (Sardanapaul) fort war, standen Boetticher und Holstein dem



alten Bankier am Nächsten. Dem Staatssekretär hatte er in der stralsunder Familienfache genügt; der Geheimrath schätzte den Scharfsinn des Greises, die assoziirende Kraft seines Hirnes. Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu können. Nicht erweislich, daß er den Besuch bei Hof rapportirt hat.

Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Herberts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends ziemlich lange gearbeitet, hat den anstrengenden Tag der Konferenzöffnung (mit Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus) vor sich und liegt noch im Bett. Sein lever war in den letzten Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Umfang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche Waschungen; Schweminger wurde hereingebeten, kontrollirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachstuhlinpektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Zigelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsleise erleichtert. „Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head“: so, mit den Worten des Dänenkönigs, hater, der seinen Shakespeare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgenstimmung geschildert. Wilhelm ersucht ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informativischer Besprechung zu empfangen, und werde mich an eine Kontrolle meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen.“ „Auch nicht, wenn Ihr Herr es Ihnen befiehlt?“ „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau.“ Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Ordre von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Mantouffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugniß, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem Ermessen zu regeln. Das war das Ergebnis des Zwiegesprächs, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den „ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats“ erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorst's Besuch) wie einen Lohndiener behandeln, der die Bratensauce aufs Tischttuch

verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler; und erst recht nicht diesen, über den schon 1852, vier Monate vor der Geburt der nun historischen Dreie, Friedrich Wilhelm an Franz Joseph schrieb: „Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinem furchtlosen und energischen Mähen in den bösen Tagen der jüngst verfloßenen Jahre. Er ist mein Freund und treuer Diener.“ War der treue Diener und Freund des Regenten, des Königs und Kaisers Wilhelm; und hat in dieser Zeit für das Haus Hohenzollern immerhin Einiges geleistet; die Krone Karls ihm erstritten. Was müßte geschehen sein, ehe der alte Herr sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hat's gethan.

Sich dann bitter beklagt, daß Bismarck an diesem Morgen so heftig geworden sei, und erzählt: „Daßer mir nicht das Lintenfah an den Kopf geworfen hat, war Alles.“ Nicht scherzend, wie ich noch 1903 vermuthen mußte, erzählt; ernsthaft, vor den versammelten Kommandirenden Generalen, denen er das Benehmen des Kanzlers so erregt schilderte, daß Moltke, als Erster, das Urtheil in die Worte faßte: „Wenn der Mann sich so vergessen kann, muß er fort.“ Bismarck, der sein Handeln doch nicht feig zu verleugnen pflegte, hat bestritten, daß er je von der Pflicht zur Ehrerbietung gewichen sei. Als die Lintenfahlegende, deren Herkunft damals noch unsicher war, immer wieder auftauchte, hat er eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der rechten Faust kurze, leise, aber starke Stöße gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wolle er seine Worte in das Holz eindrücker; dabei konnte ein Tropfen Linte aus dem Fäßchen springen. Herbert behauptete, in dem Zimmer, das der Schauplay des Gespräches war, habe gar kein Lintenfah gestanden. Einerlei. Wilhelm heischte mehr Devotion. Wer dem Fürsten aber Ziegelei zutraut, zutraut, er habe mit Realinjurien gedroht, hat ihn nie gekannt. Der Riese, der so viel auf „Wohlerzogenheit“ hielt, war nicht grob; nur rückhaltlos wahrhaftig. Stand vor jedem König wie ein Edelmann vor dem anderen. Als er, beim ersten Empfang in Sanssouci, Friedrich Wilhelm die Kläumung der Hauptstadt vorgeworfen und die über solchen Ton empörte Königin gerufen hatte, daran sei der König, dem seit drei Tagen der Schlaf gefehlt habe, ganz unschuldig, antwortete er ruhig: „Ein König muß schlafen können“. Auch harte Wahrheit ertragen. Zur Schranzenservilität und Hundedemuth hatte der Mann keinen Blutstropfen in sich. Hätte niemals, wie Caprivi, den

Vortrag einer wichtigen Sache verlag, weil „der Kaiser heute übler Laune ist“. Wer vom Genie bedient sein will, muß auf Lakaienkünste verzichten.

Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht worden; wer die einzelnen Bestimmungen aufzählte, könnte der Gefährdung von Reichsinteressen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die Frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen aufnehmen solle.) Handelte sich um die Verlängerung des Affekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vorgesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Fürst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Holstein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhandlungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheime lesen. Die Angaben Chlodwigs, der sich auf Erzählungen Wilhelms und Friedrichs, Caprivis und Holsteins beruft, zeigen ein völliges Mißverständnis bismärckischer Politik, ihrer tiefsten Motive und letzten Ziele.

Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hatz ihm Baldersee berichtet? Was Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Bonlangere werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er trüg fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch „einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde“; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Rechtsaufden „vorwiegenden Einfluß in Bulgarien“ anerkenne und keine Macht, die dieses Recht bestreite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt hatte: Es ist uns vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren.“ Und schon elf Jahre vorher hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel seien uns nicht die gefunden Knochen eines einzigen pommerischen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deutschen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht

Ignatiens Slavische Wohlthätigkeitgesellschaft; sicherlich weder Alexander noch Biers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England da, gegen Front macht. Aus Schweinens Bericht vom vierzehnten Dezember 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg verständigen werde; denn „ein Koburger frißt sich überall durch“. Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden: und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein englisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite finden müßten. Diese Friedensassurance war Bismarcks Ziel.

Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm „Schwankungen“ vor. Aus dem Grab hat er geantwortet: „Die internationale Politik ist ein flüßiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.“ Seit 70 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolaus für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko-russischen Bündnisses. Die mußte vermieden werden. Mit Frankreich allein würden wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko, noch mehr; dann ist für etliche Menschenalter beschäftigt und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag Rußland sich durch Stillung seines Balkanappetits schwächen (der Bissen Konstantinopel ist noch keinem je gut bekommen); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht antasten: sonst müssen wir eingreifen. Weil Oesterreich, wenn es sich isolirt russischem Angriff ausgelegt sähe, im Westen Bündnisse suchen müßte (und auf Kaunizens Weg finden könnte), schließt er, innerhalb des Dreikaiserverhältnisses 1879, gegen Wilhelms Herzenswunsch, den deutsch-österreichischen Vertrag. Benutzt die Divergenz der österreichischen und der russischen Balkaninteressen als einen unserer Rechnung nützlichen Posten. Bleibt aber nicht noch die Gefahr, uns in Orienthandel verwickelt zu sehen? 1886 schlägt der ehrliche Maller eine Balkanentente der Ostmächte vor; ungefähr auf der Linie, die viel später von Lobanow und Aehrenthal, Lamsdorff und Goluchowski markirt und im mächtigsten Programm sichtbar wurde. Er erlebt's nicht. Erlebt im Amt aber die schnelle

Slavifirung Oesterreichs und ihre Folge: die wachsende Unzufriedenheit der Deutschen, besonders in Böhmen und den Alpenländern. Und sagt sich: Dieses verlaute Oesterreich kann gegen Rußland kaum noch Krieg anfangen; das Haus Habsburg-Lothringen kann, weil es seine deutschen Länder nicht verlieren will, aber auch nicht wünschen, unser Prestige und unsere Anziehungskraft noch gesteigert zu sehen. Was liegt da näher als eine russö-österreichische Verständigung auf unsere Kosten? Kommt sie, dann ist Frankreich natürlich sofort der Dritte im Bund, Italien wahrscheinlich der Vierte; und England weiß sich mit jeder starken Koalition bald abzufinden. Der alte Entenjäger sucht eine neue Wülte; und findet sie. Wenn die Russen so dumme Kerle sind, daß sie heute noch einen Angriff dieses Slavenstaates mit bröckelnder deutscher Fassade fürchten: diese Furcht kann uns Profit bringen. Im Rahmen des Dreikaiserbundes war der deutsch-österreichische Vertrag möglich; im Rahmen des neuen Dreibundes ist der deutsch-russische Vertrag. Der erste wurde den Russen mitgetheilt, der zweite den Oesterreichern verborgen? Ein Unterschied für fromme Knaben. Zu Bismarcks Lieblingworten gehörte auch dieses: „Geheimnisse giebt es nicht.“ Wißt Ihr denn übrigens, was er Kalnoßy gesagt hat und wie lange der neue Vertrag den Wienern unbekannt geblieben wäre? Mußte er sie schrecken? Erschüßte sie vor russischem Angriff und nahm ihnen keine Balkanhoffnung.

Genug für heute. „Wilhelm wollte Oesterreich die Treue halten, Bismarck sie brechen“. Soll man wüthend aufbrüllen oder lachen, wenn man's liest? Was hat der Kaiser für Oesterreich gethan? Nichts; konnte auch nichts thun. Die Berherrlichung der „ritterlichen Söhne Arpads“ (die seitdem Habsburg aus der Großmachtstellung drängen) und die Mensurdepeche stehen auf der Debetseite seiner Bilanz; auf der anderen die eifrigsten Regungen guten Willens. Und Bismarck? In Nikolsburg hat er mit letzter Nervenkraft, ein von schmerzhafter Krankheit Gepeinigter, gegen den König, Moltke, die ganze Generalität als einziger Civilist gekämpft; sich in Weinkrämpfen auf seinem Feldbett gewälzt; den Selbstmord erwogen; seine Entlassung gefordert; und schließlich durchgesetzt, daß auf die Fortsetzung des Krieges („da mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt“) und auf Westsachsen verzichtet, Oesterreich nicht schwer verwundet und die Bündnißmöglichkeit offen gehalten wurde. Um aus dieser Möglichkeit eine Thatfache zu machen, mußte er 1879 wieder harte Kämpfe mit dem König bestehen (nachdem Alexander der Zweite in unhöflichen Briefen dem Oheim mit Krieg gedroht hatte). Wenn nach dem Hohenzollern gegangen wäre, hätte Habsburg aus schlimmeren Wunden geblutet; und wäre danach der Freund jedes unserer Feinde geworden. Bismarck brauchte diesen Stein auf dem europäischen Schachbrett; konnte

ihn in kleinerem Format nicht brauchen. Er wollte es auch 1890 nicht „im Stich lassen“. Wollte ihm nur nicht (wie an der Donau manche Leute wünschten) mehr gewähren, als im Bündnisvertrag vorgeesehen war. Weder für österreichische noch für russische Interessen in Anspruch genommen sein. Als Oesterreich sich zur Neutralität im Türkenkrieg verpflichtete, ließ es sich, in der Konvention von Reichstadt, mit Bosnien und der Herzegowina bezahlen. Bismarck hat den Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein Neutralitätsversprechen gegeben, das nicht längst durch das deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war; und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche Versicherung kam: Für den Fall eines französischen Angriffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß. Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von der russischen Seite her wiederum bei uns affektiert ist. Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.

Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privatbriefen, die Waterloorede vom einundzwanzigsten März 1890 (die Molke sekretirt wünschte); lehrt Alles, was zwischen dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sanstobarvertrages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; „ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Wirkung: Rußland wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Franko-russisches Bündnis (Caprivi jauchzt). Verständigung mit Italien (Rudini) und Oesterreich-Ungarn (Goluchowski). Frankreich ist endlich also wieder bündnisfähig; lockt mit moskowitzischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bülow lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der Westmächte, dem Oesterreich-Ungarn von Mond zu Mond näher rückt (Tschirsch jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Weltmarktkonkurrenz und die Bagdadbahn. Setzt, nach einer Serie arger Enttäuschungen, wird der Rückweg zu einer Verständigung der drei Kaiserreiche gesucht, zu dem Ziel, das Bismarck per varios casus, per tot discrimina rerum erreicht hatte. Ob der Weg noch frei ist? Gangbar? Und: lohnend?

Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unterschrift gesichert war, vorlegen, trug

ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnête homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientischgezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die einem neuen Herrn nicht gern unerwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius lieft anders als Schulknaben. Vielleicht hätte der bewährte Mann, dem mit dem Amt ja nicht auch aller Verstand genommen war, sich erboten, ein etwa aufkommendes österreichisches Ressentiment zu beschwichtigen; nach Wien zu fahren (der Vertrag war ihm größere Strapazen werth); an Franz Joseph zu schreiben. Thut Daß der Kaiser? Am dritten April 1890 überbrachte der Flügeladjutant Graf Wedel (er ist jetzt unser Botschafter in Wien) dem Kaiser von Desterreich ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben; darin waren, wie nach Friedrichsruh berichtet wurde, die Gründe aufgezählt, die „zur Entlassung Bismarcks zwangen“. Auch die Untreue? Im Juni 1892 ging der Fürst, zu Herberts Hochzeit, nach Wien. Er hatte gebeten, von Franz Joseph empfangen zu werden, und die Audienz war gern gewährt worden, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Er wollte die „doppelte Affekuranz“ zur Sprache bringen; die Legende vom treulosen Kanzler endgiltig beseitigen. Doch der Uriasbrief Caprivis war ihm vorausgeekilt. Zwar kam Kalnofy zu ihm und der Hof zeigte zunächst wenig Lust, „d'épouser les haines d'autrui“; konnte aber wiederholten „dringenden Vorstellungen“ aus der Hauptstadt einer befreundeten und verbündeten Großmacht nicht widerstehen. Der Hochzeitvater wird ersucht, auf die Audienz zu verzichten, und muß abreisen, ohne den Kaiser gesehen zu haben, mit dem er, vor genau vierzig Jahren, als Gesandter Friedrich Wilhelms des Vierten, in dienstlichen Verkehr getreten war. Als Glodwig ein paar Tage später nach Wien kommt, kann er mit Behagen feststellen, daß die hohe Aristokratie der Hochzeit Herberts fern geblieben ist. Und aus dem Munde des alten Kaisers hört er über Bismarck das Wort: „Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte“.

Der Vertrag, den Capriovi so kompliziert fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Desterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür haben wir bei französischem Angriff Eure Neutralität sicher. Er konnte den Desterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt;

wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrag ja nur ein, wenn wir angegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefährlichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutsch-österreichischen, Oesterreich vor der russisch-deutschen, Deutschland vor der russisch-österreichischen und (namentlich) vor der franko-russischen. Und der Erfinder dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen- und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oesterreich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier (so ist's ja auch geworden); wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches erfonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Weil dem Deutschen Kaiser ins Ohr geraunt worden war: „Dieser Vertrag hat nur den Zweck, dem Kanzler für Lebenszeit, auch wider Deinen erhabenen Willen, die Herrschaft zu sichern. Denn mit diesem unsauberen Instrument kann nur er arbeiten; nur er kann, mit dem unererbbaren Vertrauen, dessen er sich laut gerühmt hat, in Nothfällen, je nach Bedarf, in Petersburg oder in Wien die letzte Karte aufdecken. Wird er Dir aber lästig oder zu alt, hast Du ihn am Ende, nach Deinem Königsrecht, gar doch weggeschickt, dann läßt er irgendwo das Vertragsgeheimniß entschleiern und wir kommen, zwischen der österreichischen Wuth und der russischen Mißschuldblamage, in eine so schlimme Lage, daß der einstimmige Wunsch der Nation mit unwiderstehlicher Tonwucht ihn als Ketzer zurückeruft. Das ist sein wohlwogener Plan. Hilfst Du ihm zur Verwirklichung oder bleibst Du Kaiser, König und Herr?“ Hintertreppe? Nein. Das ist dem Deutschen Kaiser gesagt worden. Und Das hat Wilhelm, Wilhelms Enkel, geglaubt. Solchen Trachtens, wir wissens nun Alle von Chlodwig, schien ihm 1890 der Mann fähig, dem er 1888 als dem Jahnen-träger folgen wollte. So weit hatte man ihn gebracht. Und nicht Einer stand auf und sprach: Sieh auf das Leben dieses Mannes, das Arbeit für Dein Haus war. Nicht Einer. Chlodwig, der dreimal, zuletzt am fünfzehnten Dezember 1889, von Bismarcks Lippe die Worte abgeschrieben hat: „Wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wird, sind wir gezwungen, loszuschlagen“, Chlodwig hat den guten schwarzen Rock an, hält den Mund und notirt emsig: „Er wollte Oesterreich im Stich lassen“... Nur der alte General Pape hat seinem ehrlichen Soldatenherzen einmal Luft gemacht und gepfaucht: „Die Leute, die sich an Eure Majestät herandrängen, sind lauter Hochverräther!“



## Park am Comersee.

Der Abend hat singend, im Vorüberstreiten,  
Den Wipfeln einen Mantel umgethan.  
Mit leisen, unnenkbaren Traurigkeiten  
Küht er den Kranz der hängenden Gärten an.

Die Palmen schlummern ein und zärtlicher zittert  
Der Winde Hand aufharfend durchs Gedrö . . .  
Was hat Dich, Herz, mein Herz, so jäh erschüttert,  
Daß Du erbebst und all Dein Singen läßt?

Siehst Du das Wunder nicht auf diesem Hügel,  
Von Engeln tröstend in die Nacht gesandt:  
Einer Cypresse schwarzen, schwanckenden Flügel,  
Ganz durchwirkt von silbernem Rosenband?

Süß ins Todesfluchzen der Cypresse  
Küht die Rose ihr seliges Lebenslied.  
Fühlst Du, Herz, wie jezt einer heiligen Messe  
Orgelton durch schauernde Gärten zieht?

Luft und Schmerz umfassen sich. Verzückter  
Stimmen Einklang schwebt in ruhiger Pracht.  
Dunkel will Dir leuchten. Und beglückter  
Trinkst Du reinen Trost aus Kelchen der Nacht.

Wien.

Hans Müller.



## Transvaal.

Die englische Politik im Transvaal hat in den letzten Jahrzehnten oft das Auge, das Interesse und die Kritik der Welt auf sich gelenkt. Nach dem Burenkrieg, der die nun wohl endgiltige Einverleibung des Transvaal in das englische Kolonialsystem zur Folge hatte, war das Interesse der kontinentalen Kritiker Englands allmählich erlahmt. Man war im Allgemeinen geneigt, der britischen Geschäftsklugheit zuzutrauen, sie werde mit der neu erworbenen Kolonie so verfahren, wie es das Handelsinteresse Englands (und damit natürlich aller anderen engagirten Länder) erheische; war bereit, alle politischen Kontroversen fallen zu lassen und, im Verein mit England, an dem kommerziellen und industriellen Ausbau des Goldlandes zu arbeiten. Die Politik aber, die Großbritannien heute im Transvaal treibt, und die akute Geldkrisis, die wir in diesem Herbst erleben,

manche es auch dem fernen Interessenten zur Pflicht, sich um die Vorgänge, deren Schauplatz das Baalgebiet ist, wieder zu kümmern.

Ein kurzer Rückblick. Jeder weiß, aus wie kleinen Anfängen die südafrikanische Goldindustrie hervorgegangen ist. Sie hat, von ihrer frühesten Zeit an, mehr als einmal zu allen Uebertreibungen und Auswüchsen geführt, die sich immer da gezeigt haben, wo Gold gefunden wurde. Ihre Grundlage aber war und blieb solid. Wenn man von vereinzeltten Ausnahmen absieht, handelte sich überall um große, abbauwürdige Goldlager, deren Rentabilität gesichert sein mußte, sobald die anfangs sehr hohen Kosten der Produktion in verständiger Weise verringert waren. Das Geschäftsjahr 1894/95 brachte den ersten Boom, dem ein eben so großer Zusammenbruch folgte. Dieser Zusammenbruch war nicht etwa eine Begleiterscheinung des unglücklichen „Jameson Raid“; er war schon früher vorauszusehen und mußte naturgemäß in dem Augenblick kommen, wo die Spekulation alle Zukunftschancen der Industrie für Jahre hinaus überdiskontirt hatte.

Die von den Führern der Minenindustrie schon damals gebildete Gruppe war so zusammengesetzt, daß Großbritannien nicht berechtigt gewesen wäre, ihr Vorwürfe zu machen, wenn ihre geschäftlichen Beschlüsse nicht in erster Reihe von englisch-patriotischen Rücksichten bestimmt worden wären. Die meisten dieser Männer waren nicht unter der englischen Flagge geboren, hatten nur Jahre lang unter ihr gelebt und sie im Lauf der Zeit mit beinahe zärtlicher Sympathie betrachtet gelernt. In den letzten Monaten des Jahres 1898 hatte die Goldindustrie solche Fortschritte gemacht, daß man in absehbarer Ferne eine Berechtigung der in der Zeit des Laumels erreichten Preislagen sehen konnte. Die Elemente, die im Gebiete der südafrikanischen Minenhäuser die heilige Sache des englischen Patriotismus vertraten, waren langsam zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie, um das Recht ihrer Aktionäre wirksam zu wahren, sich mit der Regierung der Südafrikanischen Republik verständigen müßten. Sie entschlossen sich also um diese Zeit, im Einverständnis mit den Minenherrn fremder Herkunft, mit dem Präsidenten Krüger zu verhandeln und einen Kompromiß vorzuschlagen, dessen Inhalt, kurz ausgedrückt, sein sollte: Die Goldindustriellen verzichteten auf jede politische Agitation, die Regierung verbürgt ihnen Ruhe und Ordnung und erleichtert ihnen die Arbeiterrekrutierung. Die Verhandlung über diesen Vorschlag war im Februar 1899 schon sehr weit gediehen und den in Südafrika interessirten Bankiers genau bekannt. Da bekam auch die englische Regierung (richtiger: Mr. Chamberlain, der damals Kolonialminister war) von ihnen Kenntniß. Die nächste Folge war, daß er sich offiziell mit den Führern der Minenindustrie in Verbindung setzte und ihnen vorstellen ließ, der geplante Kompromiß müsse die Suzerainetätsrechte Englands schädigen und könne sie für alle Zukunft in Frage stellen. Auf seinen Rath gaben die Industriellen die Verhandlung auf; sie wurde nun in London, vom Kolonialamt, weitergeführt. Daß die Minenindustriellen dieses Opfer brachten, sollte sie

eigentlich vor dem Vorwurf schützen, sie hätten nur ihre Sonderinteressen gefördert. Als sie die Verhandlung abbrachen, gaben sie die fast schon gesicherte Zukunft ihrer Industrie auf und tauschten dafür ein gefährliches Risiko ein. Verhandlungen, die das Kolonialamt führte, konnten kriegerisch enden. Darüber hat man sich im Transvaal nie getäuscht. Einerlei: die Goldindustrie opferte ihre privaten Interessen den nationalen einer weiter ausgreifenden Kolonialpolitik.

Das Resultat der von Chamberlain geleiteten Verhandlungen steht heute im Buch der Geschichte. Ob der Krieg von vorn herein in Chamberlains Absichten lag oder ob er gegen Wunsch und Erwartungen des Staatssekretärs herausbeschworen wurde, fällt hier nicht ins Gewicht. Daß Chamberlain aber die moralische Pflicht hatte, die durch den Krieg so schwer geschädigte Goldindustrie wieder flottzumachen, und daß er, bis Das geschehen war, das Steuer nicht muthwillig aus der Hand geben durfte, kann einem Zweifel nicht unterliegen; eben so wenig, daß er zur Erfüllung dieser Pflicht nichts gethan hat.

Als der Krieg aus war, reiste Chamberlain nach Südafrika. Schon damals war völlig klar, daß unter englischem Regime, so lange es jede erzwungene Minenarbeit der eingeborenen Schwarzen streng verbot, ein ausreichendes Quantum billiger „schwarzer Arbeit“ für die Minen nicht zu beschaffen sein werde. Nur die Chinesenarbeit konnte aus dieser Noth helfen. Man mußte Kulis einführen. Chamberlain besprach die Sachlage mit den Häuptern der Minenindustrie im Transvaal oft und ausführlich. Ein dokumentarischer Beweis ist nicht zu erbringen; welcher Unbefangene wird aber glauben, daß die Minenkäufer sich bereit erklärt hätten, eine 30 000 000 Pfund Sterling betragende Indemnitätsanleihe zu befürworten und die erste Emission von 10 000 000 Pfund Sterling selbst zu unterschreiben, wenn ihnen nicht die Einfuhr chinesischer Arbeiter in Aussicht gestellt worden wäre? Kein Zweifel: ein der Industrie günstiges Ausnahmegesetz für Chinesenarbeit ist versprochen worden. Hätte man's in Kraft gesetzt, dann wäre das Land jetzt längst in einem Zustand, der ihm ermöglichte, diese Indemnitätsanleihe ohne berechtigte Bedenken aufzulegen und so das Versprechen der Minenindustriellen zu erfüllen. Leider entzog Chamberlain sich durch die Flucht seiner moralischen Verpflichtung. Durch die Flucht: anders kann ich das Vorgehen des Kolonialministers nicht nennen, der, statt nach der Rückkehr im März 1903 seinen großen persönlichen Einfluß sofort und entschlossen für ein Chinesengesetz aufzubieten (das natürlich für die Sicherheit und für anständige Rückbeförderung der Kulis, aber auch für erträgliche Rekrutierungs- und Zahlungsbedingungen sorgen mußte), mehrere Monate an unerspriechliche theoretische Erörterungen dieser brennenden Frage verträdelte und, als die Zeitungstimmen ihn mit der Unpopularität geängstigt hatten, die einem für den Chinesenimport kämpfenden Staatsmann drohen könne, sich eilig in ein neues politisches Abenteuer stürzte. Die Aera seiner Fiskalpolitik begann. Daß dieser Feldzug im Ministerium

zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten führen und dem Staatssekretär dadurch die Möglichkeit geben würde, aus dem Kolonialamt zu scheiden, mußte er voraussehen. Er hats auch vorausgesehen. Ohne Schrecken. Wenn er ging, war er ja der Pflicht gegen die Minenindustrie ledig. Und er ging wirklich.

Diese Fahrenflucht hatte für die Goldbezirke die Wirkung einer verlorenen Schlacht. Ein Mann zweiten Ranges kam ins Kolonialsekretariat. Lyttleton hatte nicht die Autorität Chamberlains. Was er vorschlug, wurde nicht nur von der Opposition, sondern auch im eigenen Lager unfreundlich kritisiert und bemäkelt. Schließlich kam ein Chinesengesetz zu Stande, das dem Bedürfnis der Minenindustrie nicht entsprach. Da man nicht mehr bekommen konnte, nahm man natürlich, was zu haben war. Die Chineseneinfuhr mußte aber sehr langsam und vorsichtig betrieben werden; denn erst eine Probezeit konnte lehren, ob das Experiment unter den erschwerten Bedingungen für die Minenindustrie überhaupt noch lohnend sei. Als sich herausgestellt hatte, daß, trotz allen aufgethürmten Hindernissen, die Chinesen, die sich in ihre neue Thätigkeit eingewöhnt und für längere Zeit den Minenleitern verpflichtet hatten, rentable Arbeit leisteten, nahmen die Importe langsam zu. Endlich war man auf ungefähr fünfzigtausend Mann gekommen: da, gegen Ende des vorigen Jahres, sah die unionistische Regierung (die Chamberlains Rücktritt geschwächt, Chamberlains Tarifpatrole völlig zerpfittert hatte) sich zur Abdankung veranlaßt. Plectuntur Aethivi. Wieder wurden am Baal die Folgen besonders fühlbar. Daß die Wahlen eine liberale Mehrheit ergeben mußten, war sicher. Gegen die südafrikanische Politik der Regierung hatten die Liberalen ihre schärfsten Angriffe gerichtet. War dieser Theil ihrer Politik nun von den Unionisten, die sich doch an Gladstones Preisgebung des Transvaal erinnern und neue liberale Thorheiten fürchten konnten, vor der Niederlage wenigstens in Sicherheit gebracht worden? Nein. Der Transvaal war noch eine Kronkolonie; die ganze Exekutivgewalt lag also in den Händen des jeweiligen Ministeriums. Die Unionisten brauchten nur auf Milner zu hören und dem Transvaal selfgovernment zu geben: dann war die Gefahr beseitigt, die entstehen mußte, wenn eine liberale Regierung etwa wieder mit den Buren zu liebäugeln begann. Es sollte nicht sein. Balfour und seine Leute zogen ab und ließen ihren Nachfolgern im Transvaal freie Hand.

Nun geschah das Unglaubliche. Die liberale Regierung fragte den Teufel nach der Pflicht zu einer gewissen Kontinuität innerer Politik: sie that, als sei die ungemein wichtige Frage nach der Zulassung chinesischer Arbeiter überhaupt noch nicht beantwortet. Nicht endgiltig wenigstens. Und die Wirkung dieses erbaulichen Verfahrens? Um die Chinesen, ohne deren Arbeit die Minenindustrie kaum noch lebensfähig ist, im Land behalten zu können, müssen britische Bürger den Buren Zugeständnisse machen, die Englands nationalem Interesse eines Tages vielleicht gefährlich, die vielleicht der Ausgangspunkt neuen politischen Streites

werden können. Dabei hat die liberale Parteiregierung nicht einmal den Muth zur Aufrichtigkeit. „Eklaverei!“: mit diesem schreckenden Demagogenwort hatten die liberalen Wahlausrufe die Chineseneinfuhr verpönt. Als die Sache dann im Parlament besprochen war, mußten die höchst ehrenwerthen Herren dieses Schlagwort selbst für unhaltbar erklären. Da ergab sich nämlich bald, daß die Chinesen im Transvaal unter mindestens eben so günstigen, wahrscheinlich unter viel günstigeren Bedingungen dienen als, zum Beispiel, der geworbene Soldat im englischen Landheer und sicher unter viel günstigeren als der schwarze Arbeiter in den Transvaalminen. Auch bei der Ueberfahrt haben sie so gut wie nie vorher im Leben. Ein paar Hauptschreier gaben sich aber Mühe, von der Wahlparole wenigstens Etwas zu retten; und in der dem Transvaal zugeordneten Verfassung sollen die Einfuhrrechte wirklich durch allerlei chicanöse Bestimmungen geschmälert werden. Auf die Dauer wirds aber nicht helfen. Die Kolonie braucht die Chinesen wie das liebe Brot. Weigert man sie ihr, dann steht sie vor dem Bankerot.

Der Transvaal produzirt im Monat über zwei Millionen Pfund Gold und wird, wenn man ihn sich endlich frei entwickeln läßt, nach Ablauf weniger Jahre den doppelten Betrag produziren. Schon die fünfundschwanzig Millionen Pfund, die er heute zur Goldproduktion der Welt beiträgt, sind aber ein in der gesammten Jahresförderung so wichtiger Faktor, daß man sich kaum vorstellen kann, wie in Europa und Amerika die Finanzen aussehen würden, wenn diese Goldproduktion plötzlich stockte. Deshalb scheint mir, daß außer den Engländern noch andere Völker, insbesondere Franzosen und Deutsche, über dieses Thema mitzureden haben. Auch wenn sie nicht Großaktionäre der südafrikanischen Goldindustrie wären, müßten sie gehört werden. Soll es dahin kommen, daß die seit Jahren mit Skorpionen gesüchtigten Minenbetriebsleiter der Regierung, die sich um das Lebensinteresse des Landes nicht kümmern und seine wichtigste Industrie, die einzige, die es solvent erhält, zu Grunde richtet, den Krieg erklären, daß sie die Minen schließen und durch Einstellung der Goldproduktion den Geldmarkt Englands, Europas aushungern? Die Folgen wären unahsehbar. Sicher nur ganze Serien von finanziellen Zusammenbrüchen. Ohne schwere Schädigung kämen am Ende nur die „Minenmagnaten“ davon; denn bisher haben alle Minengruppen von irgend welcher Bedeutung ohne Hinzuziehung fremden Kredites finanziert. Sie allein könnten es also aushalten, wenn eine Panik, größer als alle bisher erlebten, die Mehrzahl der noch umsehbaren Minenmagnaten auf Nonvaleurspreise würfe; denn lange könnte ja der Krieg zwischen dem englischen Ministerium und den Minenfirmen nicht dauern. Dazu ist auch die heute herrschende Partei nicht stark genug. Die englische Finanzwelt würde der liberalen Regierung wohl bald zu verstehen geben, daß gerade in England kein Ministerium und keine Partei ungestraft die Pflichten versäumt, zu deren Erfüllung ein nationales und ein finanzielles Interesse ruft.

Felix Franz.



## Selbstanzeigen.

Christus und Sophie. Akademischer Verlag in Wien.

Der Titel „Christus und Sophie“ ist eine Tagesbuch-Notiz von Novalis. Novalis will damit die zwei Namen nennen, die seinem Leben und seiner Seele die theuersten und unentbehrlichsten waren. Ich benutze sie im Titel, um gleichsam, symbolisch, den Typ einer ganz bestimmten Mannheit und Weibheit anzudeuten, der die innerste Seele meines Buches sein will: den Typ des Christus und eines Ausnahmeweibes, als welches ich die jung gestorbene Braut von Novalis, Sophie von Kühn, schon früher (in meiner Monographie „Novalis und Sophie von Kühn“, E. W. Bonfels, München-Schwabing) gekennzeichnet habe. Ich weiß, daß ich mit Dem, was ich hier meine, zunächst sehr in Widerspruch stehe mit einer jetzt in vollster Blüthe stehenden Auffassung von Mannheit und Weibheit; die aber nichts bedeutet als eine jener Modespielereien, mit der, in diesem Fall, unser heutiger Snobismus sein Ideal aus einem mißverstandenen Nietzsche konstruirt hat; ein Ideal, das zudem im engsten Zusammenhang steht mit dem grassirenden, recht unbesehenen artistischen Schwarm für die Erscheinung der italienischen Renaissance. Unsere neue moderne deutsche Geisteskultur datirt seit der Zeit unserer Frühromantik; und diese wieder bedeutet eine organische Fortsetzung der ersten Jugendperiode unserer großen Klassik, die jene anhebende rein deutsche Geistes- und Kassenkultur von dem Kosos befreite und aus diesem hervortrang. Leider erfuhr dieses organische Werden einen Knick durch die Antike, bis dann die Frühromantiker diesen Knick ausglich und die weitere Entwicklung jener Kultur wieder in ihre organischen und nothwendigen Bahnen lenkten, auf denen sie neuerdings in der Erscheinung Nietzsches eine vorläufige äußerste Vollendung und zugleich eine bedeutame Metastase erreichte. Der intime Zusammenhang, der zwischen Nietzsche und der Frühromantik besteht, ist durch den baseler Professor Karl Joel unmißverständlich und unwiderleglich bewiesen worden; auch ich hatte in meinem Buch Gelegenheit, vorübergehend, ich denke, nicht minder unmißverständlich, ihn zu zeigen. Wenn wir unsere neueste Moderne und die besten und fruchtbarsten Triebe ihrer Seele verstehen wollen, so müssen wir zunächst der Frühromantik uns zuwenden. Ich thue Das im ersten Theil meines Buches. Aber ich durfte mir die Arbeit insofern abkürzen, als ich mich auf Novalis beschränkte, den hervorragendsten und interessantesten der Frühromantiker, weil er die Spekulation der Romantik und deren seelisches Empfinden, Erleben und Dichten nicht nur in eine dichterische, sondern zugleich in eine sogar überaus wertthvolle menschlich-personliche Einheit organisch zusammenschloß. An ihm suche ich denn also die Frühromantik auszuholen und zu demonstrieren, durch eine möglichst eingehende und umfassende Analyse von Novalis' (und seiner Braut) menschlich-personlicher Erscheinung und daneben seiner dichterischen, indem ich sein Werk nach dem genetischen Zusammenhang seiner Grundidee und deren seelischer und geistiger Wesenheit entwickele, die sich identisch zeigt mit einer großen und zugleich sehr intimen allumfassenden Vision einer nahenden Vollendung europäischer Geistes- und Seelenkultur und wohl auch bereits von dem Ausbau einer sie begleitenden neuen civilisatorischen Evolution. Das Alles aber läuft, wie ich darzuthun suche, schließlich auf die Vollendung eines modernen Mann- und Weib-Typus heraus. Zugleich zeige ich, daß dies Wesen

von Robalis' Werk im intimsten Zusammenhang steht mit einer bis dahin noch nie in solcher Gestalt dagewesenen Wiederaufnahme des reinen urchristlichen Prinzips, das völlig identisch ist mit einem erwachten reinen, umfassendsten menschheitlichen Artbewußtsein; womit ich bewußt dem urchristlichen Prinzip eine psychologische Bedeutung zuspreche, die mir aber völlig identisch ist mit einer zugleich religiösen und mir als Religion an und für sich erscheint. Ich sehe in der ganzen kulturellen und zivilisatorischen Entwicklung der beiden christlichen Jahrtausende ein großes neues psychophysisches Werden, das einer reinen Vollendung rein menschheitlichen Artbewußtseins zustrebt. Von Alledem handelt der zweite Theil meines Buches, in dem ich zunächst darlege, was das urchristliche Prinzip in seiner Reinheit ist, durch eine Analyse dieses Prinzips und der historischen und göttlichen Bedeutung des Christus selbst. Diese suche ich, unter Benutzung des uns heute hier reichlich zu Gebot stehenden wissenschaftlich-kritischen Materials und Werkzeuges, in ihrer Reinheit und Wahrheit darzubieten und damit zu zeigen, wie der Christus den Prototyp einer werdenden neuen, psychophysisch-organischen Elite-Mannheit bedeutet. Hier hat sich mir auch Gelegenheit geboten, auf das Problem des „Antichrist“ einzugehen, den ich genau zu definiren gesucht habe, um zu dem gewiß überraschenden Ergebniß zu gelangen, daß der Begriff des „Antichrist“ (so weit er etwa heute auf Erscheinungen wie Julian, Leonardo da Vinci und Andere angewendet wird) völlig identisch ist mit dem sich lediglich über solche Erscheinungen hin vorwärts entwickelnden Christus-Typ; denn die psychologischen Merkmale der erwähnten Erscheinungen sind durchaus identisch mit denen, welche die Erscheinung des Christus selbst darbietet. Der übrige Inhalt meines Buches benutzt die von mir gewonnenen Gesichtspunkte zur Betrachtung unserer kulturellen Zustände.

#### Kritik der tainischen Kunsttheorie. Akademischer Verlag in Wien.

Es scheint neben Zaines Kunsttheorie kaum noch eine andere heute in Betracht zu kommen und möglich zu sein; sie scheint die moderne Kunsttheorie an und für sich. Dennoch ist sie in Wirklichkeit nichts als eine (wenn auch sehr werthvolle und in mancher Hinsicht unentbehrliche) Vorstufe zu einer vollendeten modernen Kunsttheorie und Aesthetik. Dies weist mein Buch nach; und zugleich, daß Zaines Kunsttheorie nicht länger mehr ausreicht, ja, daß sie in manchen ihrer Deduktionen direkt falsch und insbesondere in ihrer schließlichen Definition durchaus unhaltbar ist. Die allerbedenklichste Lücke dieser Aesthetik und dieser Definition kauft in dem Satz: „Das Kunstwerk hat das Ziel, irgend einen wesentlichen oder hervorbringenden Charakter . . . zu offenbaren.“ Eine Definition darf keinen Begriff irgendwie unbestimmt lassen, wenn sie nicht auf der Stelle nichtig werden soll. Zaine aber sieht nicht diesen „wesentlichen Charakter“ und er ist völlig außer Stande, ihn zu fixiren; worauf doch gerade Alles ankommt. So sieht denn auch zu vermuthen, daß unter Umständen, wenn dieser Charakter sich dennoch fixiren läßt (und er muß es und läßt es auch zu), diese seine Eigenschaft die ganze tainische Aesthetik umwirft, außer an dem Punkt, wo sie bis zu einer solchen bestimmten thätlichen Eigenschaft herableitet. Dies ist denn auch der Fall. Meine Beweisführung und sonstige Deduktion gelangt dazu, die Individualität, insbesondere und vor Allem aber die religiöse Individualität als diesen Faktor und „Charakter“ zu erkennen und darzutun.

Weimar.

Johannes Schlaf.



**Advent. Ael Juncker in Stuttgart.**

Ein Buch, in dem wenig gesprochen wird, aber die toten Dinge reden. Die toten Dinge, die so seltsam mit dem Leben verwachsen sind. Das Malerische, Bildhauerische ist vorherrschend: Farben, die in der Dämmerung brennen. Schweigende Menschen, deren Gesen im Schmerz wie im Marmor erstarrten. Lichtwirkungen, Bewegungslinien. Innere Vorgänge. Sie vollziehen sich in einer Frau. Die Dampfsheit und Füsterniß, in der ihr Ungeborenes sich verdrängt, bedrängt sie, verhängt ihr den Blick ins Ewige. Ein Mann berührt sie. Die Nacht des Chaos verebt in Dämmerungen. Ihre blinde Seele ahnt das Licht, wird lauschendes, weißwaches Auge. Advent! Horchendes Harren. Inbrünstig und schmerzhaft wartet sie auf die Offenbarung eines Blutes, das die Geburt des Lichtes in ihr zeugen wird.

Wilmersdorf.

Juge Maria.

**Peter von Rußland. Tragoedie in fünf Akten mit einem Vorspiel und einer Einleitung: Der Weg zur Tragoedie. München, Georg Müller.**

Schon in der Vorrede zu diesem Stüd habe ich angedeutet, was ich nun in der Selbstanzeige offener und also auch wohl unbescheidener aussprechen möchte: In meinem „Peter von Rußland“ hat das naturalistische Drama, das vor halb zwei Jahrzehnten begründet und dann zu rasch von der Neuroromantik verdrängt wurde, erst seinen Gipfel erreicht, indem es zu der ihm möglichen Tragoedie gelangte. Darauf lege ich das Hauptgewicht, weil jetzt das Gefühl für die eigentliche Natur der Tragoedie, die sich von einem beliebigen Drama mit unglücklichem Ausgang sehr wesentlich unterscheidet, im weltten Kreisen verloren gegangen ist. Zwei Elemente gehören zur Tragoedie: eine klare Nothwendigkeit, die sich auch vor dem kontrollirenden Verstand als solche ausweist, und ein harter Wille, der sich mit Einsatz einer außerordentlichen Kraft dieser Zwangslage entgegenwirft und in einem heroischen Kampf zu Grunde geht; aber nach spartanischer Art mit Todeswunden auf der Stirn und Brust. Für den Naturalismus, der die spezifisch moderne Nothwendigkeit des Milieu entdeckt hat, lag die besondere Schwierigkeit darin, den Zwang dieses Schicksals an einem starken Willen zu erproben, für den gemeinhin das Milieu keine unüberwindliche Macht bedeutet: nur für den Durchschnittsmenschen ist die gesellschaftliche Umwelt das Verhängniß. Zwei bemerkenswerthe Versuche bedeutender Künstler haben nicht ans Ziel geführt, weil das Problem beide Male doch eigentlich umgangen wurde. Das Schicksal, das Schlass Meister Delze erleidet (dieser Mörder, der sein schlimmes Geheimniß in das Grab hinabnimmt), könnte sich auch in jedem anderen Milieu vollenden; und der organisch-konstruktive Fehler von Hauptmanns „Florian Geyer“ liegt weit mehr in diesem Geistigen als im eigentlich Dichterischen, mit dem allein es im Drama, zumal in der Tragoedie, noch lange nicht gethan ist. Florian Geyer läßt seine hemmenden Mitführer nicht durch seine Getreuen zusammenhauen und er reißt die Hauptmannschaft nicht an sich, obgleich er dazu die Macht hätte; sondern er geht nach Rothenburg, um Geschüß zu holen, und inzwischen hat der Unverstand freie Bahn. Aus Gründen einer zarten und achtungwerthen Innerlichkeit handelt der Schwarze Geyer in so unzumuthlicher Art. Seine eigentliche Persönlichkeit sähet eben ein Sonderleben und mit seinem revolutionären Milieu ist er durchaus nicht zu einer



inneren Einheit verwachsen. So konnte eine Dichtung entstehen, die wertvolle Einzelheiten genug aufwies; aber die erstrebte Tragödie mußte mißlingen. Hinzugefügt mag werden, daß auch das Drama der Neuromantik dieses Problem nicht gelöst und nicht einmal gesehen hat. Die Neuromantik gestaltet starke Persönlichkeiten oder könnte sie wenigstens gestalten; zwar nicht durch plastische, aber immerhin durch malerisch-rhythmische Darstellungsmittel. Ihr ist jedoch in keiner Weise gegeben, ein kontrollierbares Schicksal zu formen, weil die Abhängigkeit von mythisch-naturhaften Gewalten sich nur fühlen und ahnen und nicht unmittelbar darstellen oder gar kontrollieren läßt. Statt eines Schicksals giebt das neuromantische Drama lyrisch-farbige Symphonien über das Schicksal und über tragische Weltanschauung überhaupt. Diese manchmal wundervollen Rhythmen, die vielleicht der Leser mit Entzücken in sich aufnimmt, wirken von der Bühne herab als Große Oper. Aus diesem Grund betrachtete ich das neuromantische Drama mit tiefem Mißtrauen und hielt mich zunächst an den Naturalismus, an dessen Entwicklungsfähigkeit ich glaubte. Ich dachte über das Problem eindringlich nach und fand endlich die Lösung, über die ich mich in der Vorrede zu meiner Tragödie ausführlich ausgesprochen habe. Mein Gedanke läßt sich in die Formel zusammenfassen: Ein Napoleon kann kein Louis Philippe sein. Er ist mit dem gesellschaftlich-geschichtlichen Milieu und der Aufgabe, die ihm daraus erwächst, viel zu eng verknüpft, zu sehr selbst eben dieses Fleisch gewordene Milieu, als daß er fähig wäre, seiner Nothwendigkeit untreu zu werden und auf halbem Weg stehen zu bleiben. Aber gegen die Spitze der Maschine empören sich die unteren Kräfte: das Material würde sich vor der Zeit verbrauchen, wenn ihm nicht das Gesetz der Trägheit zu Hilfe käme. So entwickelt sich ein passiver Widerstand und Gegensatz in dialektischer Form: die Gesellschaft wendet sich gegen ihren Beauftragten, weil er ihren Auftrag ernst nimmt und ernst nehmen muß, da er selbst eine Funktion eben dieser Gesellschaft ist, der er erliegt. Eine solche Situation ergibt unzweifelhaft eine Tragödie, und zwar die einzige, die innerhalb der engen Schranken des Naturalismus möglich scheint. Es giebt manche bedeutende naturalistische Dichtung, aber keine naturalistische Tragödie außer meinem „Peter von Rußland“. Diese Behauptung möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, da sie lediglich der Erkenntniß entspringt, daß keineswegs nur das Talent entscheidet, sondern auch der richtige Wille und der richtige Weg. Ich gebe sogar zu, daß mich andere Dichter in vieler Beziehung weit übertreffen mögen. Ich komme dem einen nicht gleich an plastischer Bewahrungskraft, die immerhin in diesem Drama nicht fehlt; noch weniger weiteifere ich mit den virtuosen Sprachkünstlern unter den Neuromantikern, und wer lyrischen Glanz sucht, findet bei mir kaum seine Rechnung. Doch der richtige Weg führte mich näher an das Ziel: ich habe (in einem zwar engen Umkreis) eine Tragödie geschaffen. Allerdings nur eine naturalistische Tragödie; und mir ist inzwischen der Irrthum, dem ich noch in meiner Vorrede huldigte, klar geworden: wir sind keineswegs gezwungen, Naturalisten zu bleiben und uns als Tragiker an diese eine soziologische Situation zu halten. Auch hatte ich meinen Irrthum in gewissem Sinn zu büßen. Die naturalistische Methode verbot mir, den barbarischen Stoff zu steigern und den ungefügen und stummen Seelen meiner Menschen allzu sehr zu Hilfe zu kommen.

Samuel Lublinski.

## Goldhunger.

Am das gleißende Gold der Erde wird in diesem Jahr mit besonders hitzigem Eifer gekämpft. Die großen Notenbanken suchen ihre Goldbestände vor der Wier der Vereinigten Staaten zu schützen. Daß die Bank von England im Zeitraum von zehn Tagen ihre Rate zweimal um ein volles Prozent erhöhen mußte, wird die moderne Finanzgeschichte nicht so bald wieder vergessen. Einen Wechselzinsfuß von 6 Prozent hat das englische Centralnoteninstitut seit dem Dezember 1899 nicht mehr gehabt. Damals stieg bei unserer Reichsbank der Diskontsatz auf 7 Prozent. Europa hatte eine industrielle Hochkonjunktur; heute muß die Bank von England sich gegen den amerikanischen Ansturm waffnen. Die Vereinigten Staaten leiden unter dem selben Mangel an Umlaufmitteln, der den Metallbestand der Reichsbank zusammenschrumpfen ließ, sind, mit ihrer aktiven Handelsbilanz, aber die Gläubiger Europas und können mit ihren Finanzwechseln die großen kontinentalen Geldmärkte überschwemmen. Auch Egypten hatte schon viel Gold aus London geholt; ein Theil dieser Goldkäufe war eine mittelbare Folge der amerikanischen Baumwollspekulation, von der die egyptischen Spekulanten sich anregen ließen. Also auch hier amerikanischer Einfluß. Der Status der Bank von England hatte sich so verschlechtert, daß Mitte Oktober nur noch 37¼ Prozent der Verbindlichkeiten durch die Totalreserve gedeckt waren (gegen 43¼ Prozent in der selben Zeit des Jahres 1905 und 56½ Prozent vor zwei Jahren). Das Verhältnis von Barvorrath und Passiven ist bei dieser Bank sonst als stabil bekannt. Und die Bank von England beherrscht den wichtigsten Goldmarkt der Welt und verfügt nicht nur über das Land, das die größte Goldproduktion hat, sondern ist auch die Durchgangsstation für das Gold aus aller Herren Ländern. Deshalb kann diese Bank eine Politik treiben, die ihr unter normalen Verhältnissen einen ausreichenden Goldvorrath sichert. Ich habe schon früher auf die Wirkung hingewiesen, die die Bewegung der internationalen Wechselkurse auf die Goldströmungen übt. Jetzt ist der londoner Theeffkurs nah an den Goldpunkt gelangt; heute ist also rathsam, Gold nach London zu schicken, statt Wechsel auf London zu kaufen. Wie groß die Gefahr für die Reichsbank ist, wenn die Möglichkeit lohnender Goldausfuhr von den Banken ausgenützt wird, ging aus einer offiziellen Erklärung hervor, in der es hieß, die Reichsbank werde vor einer Erhöhung des Diskonts auf 7 Prozent nicht zurücktreten, wenn dem Institut etwa noch Gold für England entzogen werde. Im Allgemeinen haben unsere Bankiers bisher kaum versucht, sich durch Ausnutzung hoher Devisenkurse einen Vortheil zu verschaffen; man scheut sich doch, die heimischen Goldbestände zu schmälern; aber die Reichsbank muß beim Steigen der ausländischen Wechselkurse mit der Möglichkeit des Goldexportes rechnen. Bei uns kann man die Goldbestände nicht so leicht ergänzen wie in England. Das englische Noteninstitut pflegt alle Minen springen zu lassen, wenn sich um die Ergänzung der Goldreserven handelt. Eins der Mittel, die dann angewandt werden, ist die Erhöhung des Einkaufspreises für Gold. Dieser Preis ist durch die Beelsatte auf 77 s 9 d für die Unze Feingold festgesetzt worden. Die Bank kann aber den Preis erhöhen; jetzt ist sie für Goldbarren auf 77 s 10½ d hinausgegangen, hat den Metallwerth also um ½ Penny überboten und sich damit der Höchstgrenze von 77 sh 11 d genähert. Auch den Preis für ausländische Goldmünzen, die auch per Unze bezahlt werden, hat sie gesteigert, um die fremden Goldreserven zu Gunsten ihrer

eigenen Kassen zu schwächen. Die Erhöhung des Verkaufspreises für Gold soll verhindern, daß zu viel Gold abfließt. Die Sitte, mit abgenutzten Goldmünzen zu zahlen (in England hören die Goldmünzen auf, gesetzliche Zahlungsmittel zu sein, wenn sie über  $\frac{1}{10}$  Prozent ihres legalen Gewichtes durch Abnutzung verloren haben) bezweckt natürlich auch die Schonung des Goldvorrathes. Die Bank von England kann eine rücksichtslose Goldpreispolitik wagen, weil sie im Mittelpunkte des Goldverkehrs steht; unsere Reichsbank würde, weil sie zu abhängig von den fremden Plätzen ist, auf diesem Weg nicht viel zu hoffen haben. Als man einmal versuchte, durch das Angebot höherer Preise für Varrergold die Goldbestände zu ergänzen, blieb das Resultat weit hinter den Erwartungen zurück.

Nordamerika zieht alles erreichbare Gold an sich. Die Union weiß nichts von einer Centralisirung des Notenumlaufes. Tausende von Notenbanken verfügen dort über die Papiergeldpresse; und so kümmern sich die Bankes, im Bewußtsein ihrer kommerziellen Ueberlegenheit, verdammt wenig darum, daß die Leiter der europäischen Banken mit heißem Bemühen danach trachten, sich die für ihr Papiergeld erforderliche Golddecke nicht verkürzen zu lassen. Der amerikanische Schatzsekretär Shaw, der seine samosen Maßregeln zur Heranziehung ausländischen Goldes nicht lange überleben konnte und nun durch den Generalpostmeister Cortelyou ersetzt ist, hat die Spekulation nur noch mehr gestachelt und die Sicherheit des amerikanischen Notenumlaufes noch verringert. Schließlich spielte er sich sogar als Protektor Europas auf; er erklärte, er habe keine Neigung, in die Verhältnisse der kontinentalen Märkte eindringend einzugreifen, und fiel als Wärter für die europäische Diskontpolitik. Risum teneatis? Seinen Landsleuten aber zeigte er ein neues Mittel, das den Notenumlauf erhöhen könne; auch andere unzweideutige Werthe, sagte er, sollten, außer den schon hinterlegten Regierungsbonds, als Sicherheiten angenommen werden. Wie hat man über die Arbeit der russischen Notenpresse und ihre schlimmen Folgen gegetert! Und doch erscheint diese Leistung unbeträchtlich, wenn man sie Dem vergleicht, was in Amerika geschehen ist. Shaw hat diese Zustände in ihrer genialen Unordnung gezeigt. So lange Amerika keine einheitlich organisirte Centralstelle für die Regulirung des Notenumlaufes besitzt, bleibt es eine Gefahr für den internationalen Geldmarkt, den der Goldhunger der Union immer wieder in Verlegenheit bringt.

Die Bank von Frankreich, die einen stabilen Goldbestand von ungefähr 2800 Millionen Francs hat, kann manchmal helfend eingreifen. Die Bank von England hat sich für den Nothfall 6 Millionen Pfund bei der Nachbarin an der Seine gesichert. Wird auch dort aber der Diskontsatz (3 Prozent) erhöht, dann wankt die letzte Stütze. Die Bank von Frankreich darf sich heute des niedrigsten Wechselzinsfußes unter den europäischen Notenbanken rühmen. Sie pflegt ihre Rate nur in äußerster Noth zu erhöhen und konnte einmal um 3 Prozent unter dem Diskontsatz der Bank von England bleiben. Damals, Ende 1899, dauerte aber diese Differenz von 3 zu 6 nicht sehr lange; das französische Institut mußte seine Rate bald erhöhen. Auf die Bank von Frankreich, die, trotz reichlichem Goldabfluß, doch immer den größten Vorrath an gelbem Metall hat, haben die Bimetallisten oft hingewiesen, um die Richtigkeit ihrer Argumente zu zeigen. Die Bank von Frankreich vertheidigt ihren Goldschatz durch ihre vielgerühmte Goldprämiapolitik, die darauf beruht, daß das Institut silberne Fünftfrancstücke in jedem beliebigen Betrag in Zahlung geben kann. Während die Reichsbank ihre Noten in Gold einlösen muß, giebt die Bank

von Frankreich gewöhnlich zur Hälfte Gold und zur Hälfte Silber. Jedenfalls ist sie berechtigt, falls die Auszahlung in Gold verlangt wird, eine Prämie zu verlangen; zu dem Goldpreis von 3437 Francs für 1 Kilogramm Feingold kommt dann noch ein Aufgeld von 4 bis 8 Promille. Ueber den Werth dieser Goldprämienpolitik sind die Meinungen sehr getheilt. Auf Fremde, die aus Goldwährungsländern nach Frankreich kommen, macht die Auszahlung von Silber an den Kassen des Centralnoteninstitutes keinen guten Eindruck; aber die Franzosen sind sehr stolz auf ihre Bank, die unbestreitbar einen großen Vorzug besitzt: durch minimale Provisionen beim Wechseldiskont kommt sie den Kreditbedürfnissen der kleinen Gewerbetreibenden weit entgegen. Sie diskontirt Wechsel bis zum Betrag von 5 Francs hinunter, ist also wirklich die Bank des kleinen Mannes, was man von der Reichsbank nicht sagen kann. Ihren großen Goldvorrath verdankt sie aber noch einem anderen Umstande: der Ausgabe kleiner Banknoten. Sie hat neben ihren Billets zu 1000 und 100 Francs Noten zu 50 Francs ausgegeben, die sehr beliebt sind und oft verlangt werden; dadurch wurde der Goldbestand erhalten. Der Reichsbank giebt das Gesetz vom sechszwanzigsten Februar 1906 das Recht zur Ausgabe kleiner Banknoten von 50 und 20 Mark. Dadurch sollte der Metallbestand der Bank entlastet werden. Als der Gesetzentwurf dem Reichstag zum zweiten Mal vorgelegt werden sollte, wies ich hier auf die Gründe hin, die für das Gesetz sprechen. Heute will ich, statt sie zu wiederholen, nur an einen Satz des Reichsbankpräsidenten erinnern. Herr Dr. Koch sagte, es sei sehr lästig, daß am Quartalschluß der Reichsbank von Geschäftsleuten und Behörden zu Gehalts- und Lohnzahlungen stets große Beträge in Gold entzogen werden, die eben so gut in Banknoten entnommen werden könnten. Das Gesetz ist nun seit acht Monaten in Kraft, scheint aber nicht wesentlich gewirkt zu haben. Die Reichsbank hat auch heute noch über den Mißstand zu klagen, der durch die Ausgabe kleiner Banknoten herbeigeführt wird. Die Großindustrie zahlt ihre Wochenlöhne in Gold. Dadurch, sagt man, werde der Goldschatz der Reichsbank beträchtlich vermindert. Ist die Schätzung richtig, daß allein Westfalen in jeder Woche 15 Millionen Mark für Arbeitelöhne ausgiebt, so kann an der Bedeutung dieses Momentes nicht gezweifelt werden. Einstweilen nimmt der Arbeiter, wie andere Leute, lieber Gold als Papier. Vielleicht werden die Noten zu 50 und 20 Mark noch beliebt, wenn man erkennt, wie nothwendig und wie nützlich, für die Nationalwirtschaft und für den Einzelnen, die nachhaltige Unterstüßung der Reichsbankdiskontpolitik ist. Diese Politik wirkt ja auch auf das Schicksal des Arbeiters. Entzieht er der Reichsbank Gold für seinen Lohn, so erschwert er dem Unternehmen, das ihm Arbeit giebt, die Erlangung des notwendigen Kredites; und wenn der hohe Wechselzinsfuß die Industrie zur Einschränkung ihrer Ausgaben zwingt, wird zunächst gerade der Arbeiter davon getroffen. Ueber die Bedeutung jedes Schrittes, der den Goldvorrath der Reichsbank sichern kann, sollten auch die Massen aufgeklärt werden. Um die liquiden Mittel der Reichsbank zu steigern, wird übrigens die Aenderung einzelner Vorschriften im Giroverkehr geplant, der ungeheure Dimensionen angenommen hat (in den ersten neun Monaten dieses Jahres ist er um 30 Milliarden gestiegen). Man will die geforderten Mindestbeträge der Giroguthaben erhöhen. Jeder geachtete Versuch, das Uebel zu lindern, soll willkommen sein. Daß wir in einer Zeit härtester Produktion und reichlichsten Abzuges nur durch den Goldhunger der Anderen und durch den Mangel an Geld (was nicht heißt: an Kapital) in Noth gerathen, ist sicher kein Zeichen normaler Zustände. Ladon.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz. Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 9./11. u. folgende Tage

#### DER STURM.

Von Shakespeare.

Musik von Engelbert Humperdinck.

Freitag, den 9./11. 8 Uhr.

Sinfonie-Konzert d. Mozartsaal-Orchest.

Sonnabend, den 10./11. 8 Uhr.

Vortragsabend des Kapitan Müller.

Sonntag, den 11./11. 7 Uhr.

Populäres Konzert d. Mozartsaal-Orch.

### Komische Oper

Freitag, d. 9./11. 8 U. Hoffmanns Erzählungen  
Sonnabend, d. 10. und Montag, d. 12./11. 8 U.

#### Lakmé.

Sonntag, den 11./11. 8 Uhr. **CARMEN**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Kleines Theater.

Freitag, d. 9./11. 8 U. Man kann nie wissen

Sonnabend, den 10. Sonntag, den 11. und

Montag, den 12./11. 8 Uhr.

#### Ein idealer Gatte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.

Dir. Felix Berg.

Täglich: Das Provinzmädel.

Das Modell. Anfang 8 Uhr.

### Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 9./11. 8 Uhr. Premiere

#### Husarenfieber

Die folgenden Tage: **Husarenfieber.**

Sonntag, den 11./11. Nachm. 3 Uhr.

#### Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

#### Sensationeller Erfolg

des

#### Eröffnungs-Programm!

Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

### Miniaturen-Ausstellung in den Salons Friedmann & Weber

Täglich 7—10 Uhr. Berlin W., Königgrätzerstr. 9. Sonntag 11—2 Uhr.

### Klinik (Sanatorium) für **Gallensteinkranke mit Kurhaus** Nieder-Schönhausen

Berlin. (Hagen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung. Idyllischer gesunder **Landaufenthalt** zur

Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage

im Königlichen Park. Beste Verpflegung.

Dr. E. SCHUERNAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

## Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

### Metallwaren-, Glocken- u. Fahrradarmaturen-Fabrik Actien-Gesellschaft vorm. H. Wissner, Mehlig i. Th.

**Mk. 1 000 000.— Aktien**

der

### Metallwaren-, Glocken- u. Fahrradarmaturen-Fabrik Actien-Gesellschaft vorm. H. Wissner, Mehlig i. Th.

No. 1—1000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Die Aktien sollen am Donnerstag, den 8. November d. J. zur Notiz gelangen, und ist der erste Kurs mit etwa 250 pCt. in Aussicht genommen.

Berlin, im Oktober 1906.

**Braun & Co.**

## Haase-Ausschank Prinzenstr. 87.

Nähe Moritzplatz **Karl Woerz.**

Angenehm. Familienaufenthalt. Vorzügl. Küche u. aufmerksamste Bedienung  
**Diners und Menus. \* 4 neurenovierte Kegelbahnen.**  
 Vereinssaal ca. 100 Personen fassend, sowie kleinere Vereinszimmer.

## Haase-Ausschank Rosenthalerstr. 14.

Nähe Bahnhof Börse. Stadtkoch **Hugo Miade,**

**Vollständig neurenovierte Restaurationsräumlichkeiten**  
 Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, sowie Kegelbahnen.  
**Künstler-Freikonzerte Dienstag, Donnerstag und Freitag.**

## Haase-Ausschank Potsdamerstr. 112 a.

Nähe Lützowstrasse. Oekonom **Hugo Rother.**

==== **Angenehmer Familienaufenthalt.** ====

Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, ca.  
 30 Personen fassend.

**Diners u. Menus. Vorzüglich gepflegte Biere, sowie gute Küche.**

## Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt  
**Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.**

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüftluxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.**

==== Prospekte auf Wunsch. ====

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Bestellungen  
 auf die

## Einbanddecke

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
 Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
 vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
 entgegengenommen.

## Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — \* — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

## Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☚



## Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

### Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen die Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gebäuden, Herrenhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnausstattungen.

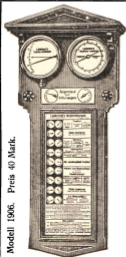
Für

## Blutarme, **Nervöse**

**Dr. Klopfer-Glidine** (Weizen-Lecithin-EIWEISS).  
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.  
In Apotheken, Drog.

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Vornehmes Festgeschenk!

## 36 Stunden vorher

gibt

## Original Lambrecht's Wettertelegraph

auf die denkbar einfachste Weise das Wetter bekannt, indem nur die gegenseitige Stellung der beiden Zeiger, welche die drei Hauptfaktoren: Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck anzeigen, in einer Tabelle aufzusuchen und die danebenstehende Prognose einfach abzulesen ist.

Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

Ueber andere Ausstattungen verlange man Gratis-Drucksache No. 358.

## Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen u. verschiedener anderer Staatsmedaillen, Ehrendiplom, Goldene Fortschrittsmedaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

# Busch-Hand-Kameras

Besondere  
NEUHEITEN  
1906.

	Mark
Agob	30-40
Lilliput	70-130
Doppel-Lilliput	90-150
Drei-Preis	82-118

Kameras

**Busch Bis-Telar!**

Teile Objektiv höchster  
Vollendung.



mit  
**Busch-Objektiven.**

Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen, Kataloge gratis und franko.  
**Rathenower Optische Ind.-Anstalt, vom Emil Busch, k.-G., Rathenow.**

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
Gold & Silber  
Sech  
Zu beziehen durch  
die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Seit-Kellerei  
Hochheim a. M.

## Schriftsteller!



Bekannter Verlag übern. ättr.  
Werke aller Art. Trägt teils die  
Kosten. Aemst. günst. Beding.  
Off. unt. B. M. 265, an Haasen-  
stein & Vogler, k.-G., Leipzig.



## Manuskripte

aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften,  
Philosophie, Politik, Rassenfragen aus allen  
Kulturgebieten, wenn wissenschaftlich gemein-  
verständlich, sucht Thüringische Verlage-  
anstalt G. m. b. H., Leipzig.

## Geschäftliche Mitteilungen.

Wir weisen besonders auf die Ankündigungen der Firma Wilh. Lambrecht in Göttingen hin. Die renommierte Firma betreibt die Anfertigung von Instrumenten zur Vorausbestimmung des Wetters als Spezialität und hat sich auf diesem Gebiete einen Weltruf erworben. So wurde ihr auch im Juli d. J. von der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung Wien 1906 das Ehrendiplom und die Goldene Fortschritts-Medaille verliehen. Als Weihnachtsgeschenke eignen sich die Erzeugnisse dieser Firma ganz besonders.

## Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. betr. eine Sammlung sozialpsychologischer Monographien unter dem Titel:

## Die Gesellschaft

Herausgegeben von  
Dr. Martin Buber.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei des Verlages Adolf Sponholtz in Hannover betreffend

## Der Sumpf (The Jungle)

Roman aus Chicagos Schlächthöfen  
von Upton Sinclair.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.



J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Strasse 15a.

Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht:

## Kaiser Wilhelm II und die Byzantiner

von Graf E. Reventlow. — Preis geh. Mk. 3.—, geb. M. 4.—

INHALT: Das Wesen des Byzantinismus. — Eigenschaften des Kaisers. — Das Gottesgnadentum. — Religion. — Unkriegerisch. — Herrentum. — Politik. — Ausländische Vertretung. — Ausland. — Die Presse und der Byzantinismus. — Römische Byzantiner. — Empfänge, Feste, Kunst. — Formen nach oben und unten. — Byzantinische Literatur.

Diese den herrschenden Byzantinismus freimütig beleuchtende Schrift aus der Feder eines Mitgliedes der höheren Aristokratie erregt allgemein berechtigtes Aufsehen, sie bildet das Tagesgespräch der ganzen Nation.

Das Buch ist ein politisches Ereignis.

Numerierte Privatdrucke 1906.

### Die Religion des Buddha

u. ihre Entstehg. v. C. Fr. Kneppen. 2 Bde.  
2 Aufl. 1021 Seit. 20 M., Hfzbd. 24 M.

Monuments Nobilitatis . . . .

### Bremisch-Verdischer Rittersaal

v. Lun. Mushard. Folio. 573 Seit. m. 121 Wappen-  
abbildg. etc. Bremen 1706. 50 M. Pgt. 55 M.

### Geschichte der

### Königl. Deutschen Legion

v. Baumish. 2 Bde. 1285 Seiten mit Plänen u.  
8 Taf. kaiserl. Militärtrachten etc. 1882—87.  
80 M. 2 Hfzbd. 84 M.

Prospekt u. Verzeichnisse gratis franko.  
H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vorträge, Reden und  
Schriften sozialpolitischen  
und verwandten Inhalts.

Von  
Ernst Abbe.

(Bildet zugleich den 3. Band der „Gesammelten Abhandlungen“ v. Ernst Abbe.)

Mit einem Portrait des Verfassers.

Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

### Ein Jungen-Tagebuch

für Altersgenossen, Eltern, Lehrer

## Otto der Ausreißer

von Gustav Naumann  
& Digneth, u. C. Geiger

Ein Buch, das ernst  
genommen sein will  
das weder durch in-  
sianerium oerüßert,  
noch durch breitgetre-  
tene Moral verhin-  
nert, M. 3.—  
geb., M. 4.—

Verlag C. G. Naumann  
& Geiger

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,  
Romanen etc. bitten  
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-  
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-  
kation ihrer Werke in Buchform, mit  
uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

## Café Splendid

Kurfürsten-Strasse 75.

Inh.: Karl Breuer.

Nähe Zoolog. Garten.

Elegantest ausgestattetes Familien-Café

Künstler-Konzerte

unter der Leitung von Ferd. Krisch (Joachim-Schüler).

Grosser Billardsaal (8 Billards)

Jeden Abend frische warme Platten. — Original Wiener Küche.

Eröffnung Mitte November

Pilsener Urquell.

Tucherbräu.

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg n. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

**ALKOHOL**

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

Seeben ist erschienen:

# Gustav Frenssen

## Peter Moors Fahrt nach Südwest

Ein Feldzugsbericht

210 Seiten 8°. Preis geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Regelmässige  
Schnell-Postdampfer-Verbindungen  
von**BREMEN**

nach

**AMERIKA**New-York via Southampton - Cherbourg  
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Süd-Amerika - Brasilien - La Plata

Mittelmeer - Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von  
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben**Norddeutscher Lloyd****Bremen**

# Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:  
No. 675 Direktion.  
„ 713 Kasse u. Effektenabteilung.  
„ 7914  
„ 7915 Kuxenabteilung.  
„ 7916

Telegramme: Ulrichus.  
Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Die **VICH**, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52.

Vor vier Wochen erschien das 1., jetzt das 11.-20. Tausend von:

## fr. Ad. Beyerlein, Ein Winterlager.

500 S. Auf bestem Federleicht-Dickdruck-Papier.

In künstlerischem Umschlag broschiert Mk. 3.50, eleg. gebunden Mk. 4.75.

„Beyerlein ist durch diese Arbeit zum Poeten geworden. Er hat ein gutes Buch geschrieben; ein sehr gutes sogar. Wie sich aus hundert geringfügigen Einzelbüchern klar und sicher ein geschlossenes Ganzes fügt, das hat Beyerlein recht meisterlich gestaltet.“

(National-Zeitung)

„Es sei gerade herausgesagt: 'Ein Winterlager', Beyerleins neuestes Werk, ist auch sein bestes. Es ist die feinsinnige, stimmungsvolle Arbeit eines Poeten.“

(Leipz. Neueste Nachr.)

Das Buch kann unbedenklich in den Hausschatz der deutschen Familie aufgenommen werden.

Für Gesellschaft, Reise und Sport  
unentbehrlich!

## Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

### Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituoseres Waschen überflüssig

Gesetzl. gesch. Aertzlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.  
Friseurgeschäften oder direkt durch

**Pallabona-Vertrieb, München 66.**

## Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte

mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
**Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

**Eisbärfelle** sind nicht besser aber  
teurer als meine Heil-  
schneiderfelle „Marke Eisbär“; feinste Selen-  
essenz, chemisch gereinigt, geruchlos, blen-  
dend weiß über Silbergrau, etwa 1 cm groß  
8 St. Berlin 6 u. 7 St. bei 3 St. f. Proj. m.  
Süertens. fr. W. Helms, Länzmühle 2a 99  
bei Schenckebingen (Kümb. Zelde).

Mein neuester

**Antiquariats-Katalog Nr. 34**

## Geschichte

enthaltend in 2969 Nummern eine reiche Auswahl von Werken aus allen Gebieten der Geschichte, darunter u. a. wertvolle Werke aus der badischen und russischen (baltischen) Geschichte, steht auf Wunsch unentgeltlich und postfrei zu Diensten.

**C. Troemer's Univ.-Buchh.**  
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

## Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüth einen intimen Reiz einzuflößen, das persönliche Leben zu erweitern Wissenschaft, Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anträge kostenlos; seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

## Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und ähnlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.**

Herbst- u. Winterkuren.

## „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibberha.  
Fernsprecher 27.

oberhalb

## Petersdorf im Riesengebirge (Bahnsation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugnissen der Neuzeit eingerichtete Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.

Fast

**1/2 Million Mark für Zoll und Fracht  
nur auf Weine der Champagne!**



Für die im I. Halbjahr 1906 zur  
Herstellung unserer Marke

**Henkell Trocken** etc.

eingeführten Weine der Cham-  
pagne zahlten wir dem Staate an  
Zoll und Fracht die Summe von  
fast 1/2 Million Mark (genau  
M 420,904.33).

Wieder ein Beweis für die über-  
all bekannte Tatsache, dass wir  
keine Kosten scheuen, um stets  
nur das Beste den Gönnern  
unserer Marke zu sichern.

**HENKELL & Co., MAINZ**

Gegr. 1832.